d. Pr.
89.

ed. Pr.
789

Doerle

Paed.
82. ki

Die beiden Gottfriede,

oder

das Sparkästchen.

Eine Erzählung,

der

reifern Jugend

gewidmet

von

A. Dörle.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1837.
Verlag der Matth. Rieger'schen Buchhandlung.
(J. P. Himmer.)

Paed
82 h
Döhle

In der Matth. Rieger'schen Buchhandlung in Augsburg ist erschienen und zur Ostermesse 1837 an alle soliden Buchhandlungen versandt worden.

Der heilige Opferaltar.

Ein Gebet= und Erbauungsbuch
für
die reifere katholische Jugend und zum heilsamen Gebrauche für Erwachsene
von
M. C. Münch,
vormaligem Seminar=Rector, jetzt Pfarrer und Schul=Inspector zu Unlingen.

Mit Approbation des bischöfl. Ordinariats zu Augsburg.

gr. 12. Mit 1 herrlichen Stahlstich geziert. (14 Bogen oder 324 Seiten.) Ausg. auf milchweißem Druckpapier 45 kr. od. 12 ggr. — Ausg. auf Velinpapier 1 fl. 12 kr. od. 18 ggr.

Dieses neue vortreffliche Gebetbuch wird durch das bischöfliche Ordinariat zu Augsburg mit folgenden Worten besonders empfohlen:

„Diesem Gebet= und Erbauungsbuch wird die „bischöfl. Approbation mit besonderer Empfehlung „ertheilt, indem sich dasselbe nach Inhalt und Sprache „auszeichnet, und besonders in der gebildeten „katholischen Jugend, und auch in jedem gebildeten „Erwachsenen fromme, heilige Gesinnungen und Ent„schlüsse erzwecken und unterhalten kann."

Augsburg, Nov. 1835.

Bischöfliches Ordinariat ꝛc. ꝛc.

Blumenspende.

Für das reiferblühende Alter.

Vom Verfasser der Beatushöhle.

8. Mit 1 Stahlstich. 30 kr.

R

Ach, ihr Seligen, wäre ich doch bei euch.

Die beiden Gottfried,

oder

das Sparkästchen.

Eine Erzählung,

der reifern Jugend

gewidmet

von

A. Dörle.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1837.

Verlag der **Matth. Rieger**'schen Buchhandlung.

(J. P. Himmer.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erstes Kapitel.

Die arme, verstoßene Waise.

Unweit Florheim liegt seitwärts gegen Sonnenaufgang ein sehr anmuthiges und freundliches Thälchen — nur das Florheimer-Thälchen genannt. Es ist eng und kurz, aber der Weg führt mitten durch liebliche Fluren und Auen, längs eines murmelnden Bächleins, bis an einen runden Rebhügel hin, an dessen Fuße aus einem schroffen Felsen das silberhelle Bächlein entspringt.

Im Hintergrunde des Thälchens steht einsam ein niedliches Häuschen, das damals zwei alte Leute bewohnten. Moritz und Marianne — so hieß das greise Paar — lebten da schon über vierzig Jahre fromm, stille und zufrieden. Doch aber fehlte in der Krone ihres sonst so schönen Lebens jene kostbare Perle, die erst das stille Glück rechtschaffener Ehegatten vollkommen macht. Sie hatten nämlich kein Unterpfand ihrer ehelichen Liebe. Das Schicksal, kinderlos zu sein, hatten sie nie schwerer empfunden, als gerade jetzt im schwachen Greisenalter. Darüber seufzten sie oft, insbesondere wenn sie an das nahe Grab dachten.

Am Abende eines schwülen Sommertages saßen Moritz und Marianne, unfern ihrer einsamen Wohnung, unter dem Schatten einer uralten Linde, um da von ihrem mühesamen Tagewerk auszuruhen. Sie trockneten den Schweiß seufzend von der Stirne, und legten die müden Hände in den Schooß.

„Ach, heute war doch wieder ein heißer Tag;" hub Moritz an; „er hat uns recht müde und schwitzen gemacht. Wahrlich, so müde, wie diesmal, bin ich schon lange nicht mehr geworden. Es ist aber auch kein Wunder, da wir mit jedem Tage nicht nur älter, sondern auch schwächer werden. Du trägst die Last von 70 und ich die von 75 Jahren auf dem Rücken, und unter einer so schweren Bürde muß sich bei den schwindenden Kräften der Körper wohl bücken. Einen Fuß haben wir schon längst im Grabe, und der andere folgt schon schnellen Schrittes nach."

„Nun wie Gott will," sprach seufzend Marianne; „es ist so der Weltlauf. Alles auf Erden altert und geht den Weg des Fleisches. Eines macht dem Andern Platz. Und wenn wir heute oder morgen schon sterben müßten, so käme für uns Beide der Tod nicht zu früh. Haben wir doch unter mancherlei stillen Freuden ein hohes und schönes Alter erreicht. Was können wir nun Besseres wünschen und hoffen, als für unsere gebrechlichen Leiber die baldige Ruhe im Grabe, und für unsere Seelen die baldige Heimkehr zum himmlischen Vater?"

Sieh', lieber Moritz, solche Betrachtungen über Tod und Grab mache ich oft, besonders in langen und schlaflosen Nächten. Ich zittere nicht davor.

Aber Eines schmerzt mich allemal dabei, so oft ich an's Sterben denke; nämlich das, weil wir kinderlos aus dieser Welt scheiden müssen. Ach, kein Kind wird uns einmal die müden Augen schließen; kein Kind wird unsre Leichname zur Ruhe begleiten, und kein Kind eine Dankesthräne auf unserm Grabeshügel weinen. Sieh', lieber Moritz, dieser trübe Gedanke hat mir schon manche Thräne erpreßt."

„Ei, liebes Weib, laß' solche trüben Gedanken!" entgegnete Moritz mit heiterer Stirne: „denn was sollen sie nützen? Wer so nahe am Rande des Grabes wandelt, wie wir Beide, der muß Alles, was eitel ist, aus dem Sinne schlagen, und seine Gedanken mehr nach dem Himmel, als nach der Erde richten."

„Du hast wohl recht, lieber Moritz!" erwiederte Marianne, und eine Thräne zitterte in ihrem Auge; „aber bei wem soll derjenige Theil von uns Beiden, der den Andern überlebt, Trost, Schutz und Hülfe suchen, und für wen haben wir so viele Jahre gearbeitet, gespart und gehaust?"

„Auch darüber," versetzte Moritz, „solltest du dich nicht weiter kümmern und betrüben. Der liebe Gott wird dich und mich trösten, und bis zum lezten Athemzug werden wir unter seinem väterlichen Schutze stehen. Und den Segen unserer Mühe und Arbeit werden die Armen unter sich theilen, und so wird der Herr, den wir in jedem Armen erblicken, unser Erbe sein." —

Kaum hatte der fromme Greis diese letztern Worte geendet, als ein Knabe langsam das Thälchen

heraufkam. Er trug in seiner Rechten einen Wanderstab, der ihm über den Kopf hinausreichte, und auf dem Rücken ein Bündelchen, dessen Tragbänder aus zwei hänfenen Schnüren bestanden. Sein Haupt bedeckte eine abgeschossene Mütze, und die ganze übrige Bekleidung zeugte von größter Armuth und Dürftigkeit. Und von seinem matten Gange konnte man auf Müdigkeit und Entkräftung schließen.

Nun war der kleine Wanderer der Linde näher gekommen, und wollte vorübergehen, indem er das greise Paar unter derselben nicht bemerkt zu haben schien.

„He! wohin noch, lieber Knabe?“ rief Moritz dem kleinen Wanderer nach.

„Was weiß ich?“ erwiederte der Knabe, als er zurückblickend die zwei alten Leute unter der Linde gewahr nahm; „denk' wohl dahin, wohin der liebe Gott mich führt.“

„Das ist schon recht, lieber Kleiner,“ versetzte der Greis; „aber du kommst auf diesem Wege nicht mehr weit, nur noch bis an jenen Rebhügel hin, und dann geht der Weg vollends aus. Du bist also irre gegangen.“ —

„Nein, das kann nicht sein,“ entgegnete ernstlich der Knabe, und nahete sich langsam der Linde;“ denn Gott selbst ist ja mein Führer. Jeden Morgen, und heute früh ganz besonders, habe ich Gott zu meinem Führer gewählt. „Ach lieber Gott!“ rief ich in meinem Morgengebete, „sei doch heute wieder mein Führer!“ Im Vertrauen, daß Gott mich nur den rechten Weg führen könne, bin

ich unbekümmert meinen Weg fortgelaufen, bis hieher."

„Ja, lieber Knabe, du hast ganz recht gethan, bist den rechten Weg gelaufen; weil dich der liebe Gott hieher zu uns führen wollte," sprach Marianne, mit einer Thräne im Auge und mit einem bedeutungsvollen Blick auf ihren Gatten, den dieser gar wohl verstand. Hierauf erhob sie sich von ihrem Sitze, lief auf den Knaben zu, faßte ihn freundlich bei der Hand und sprach; „Willst du nicht bei uns übernachten? Wir wohnen dort in jenem einsamen Hause, du kannst sogleich uns folgen, und es wird dir bei uns nicht übel gehen."

„Nein gewiß nicht," fügte Moritz freundlichlächelnd hinzu; „du sollst bei uns recht gut beherbergt werden."

Der Knabe wußte kaum, wie ihm geschah. Da er sehr müde, hungrig und durstig war, konnte ihm Nichts willkommener sein, als eine so freundliche Einladung. Die freundlichen Gesichter der zwei alten Leute, und ihre zuvorkommende Güte und Gefälligkeit hatten im ersten Augenblicke sein Herz schon so angezogen, daß es ihm dabei, wie vormals an der Seite der geliebten Eltern, zu Muthe war. Er küßte dem greisen Paare dankbar die Hand, und eine Freudenthräne perlte in seinem Auge. Moritz und Marianne nahmen freudetrunken den Knaben in die Mitte, führten ihn an der Hand, und dieser folgte ihnen froh und heiter in die friedliche Wohnung.

Hier, in der so reinlichen Stube, schien es dem Knaben überaus wohlzugefallen. Er mußte es sich be-

quem machen, und stellte nun seinen langen Wanderstab in eine Ecke neben der Stubenthür, legte die Mütze auf die Ofenbank, streifte die hänfenen Tragbänder über die beiden Achseln hinunter, nahm das Bündelchen vom Rücken, und legte es neben der Mütze nieder. Und dann nahm er hinter dem Tische den Platz ein, den ihm die freundliche Marianne angewiesen.

Marianne entfernte sich, kehrte aber bald wieder mit zwei vollen Milchtöpfen zurück, die sie auf den Tisch niederstellte, und holte ein gutes Hausbrod und drei Löffel herbei.

„Dieser Topf da ist für dich, lieber Knabe, und an dem andern wollen mein Mann und ich uns laben,“ fuhr Marianne fort, und sprach dem Knaben recht mütterlich zu, nicht schüchtern zu sein, sondern es sich recht schmecken zu lassen. Auch Moritz munterte ihn liebreich auf.

So groß des Knaben Eßlust auch war, so griff er doch nicht eher zu, als bis er mit gefalteten Händen sein frommes Tischgebet verrichtet hatte. Dieser kindlichfromme Sinn des Knaben gefiel dem greisen Paar so wohl, daß Marianne gerührt ausrief: „Schön, liebes Kind, das gefällt mir, wenn Kinder auch ungeheißen, aus eigenem Antriebe beten. Bleibe nur immer so fromm und gut, und Gott wird dich recht lieb haben, dich segnen, und es dir stets wohlergehen lassen.“ —

Der Knabe begann nun zu essen. Seine Eßlust war groß, aber er vergaß doch den Anstand nicht, den auch schon Kinder am Tische beobachten müssen. Die

zwei alten Leute schienen den Knaben nicht zu beobachten, und doch entgiengen ihrer Aufmerksamkeit dessen Anstand, Höflichkeit und Mäßigkeit nicht. Sie schlossen daraus auf eine gute Erziehung.

Nach dem Abendessen wollte das greise Paar auch wissen, wie der Knabe heiße, wem er gehöre, woher er komme und wohin er reisen wolle. Gottfried — so hieß der Knabe — machte nun folgende Erzählung.

Zweites Kapitel.

Gottfrieds Erzählung.

Gottfried erzählte so gut, als man es nur von einem zwölfjährigen Knaben erwarten kann. Weil er aber nach Kindersitte in seiner Erzählung oft ausschweifte, und darin bald durch sein eigenes Schluchzen, bald durch die Theilnahme der aufmerksamen Zuhörer unterbrochen wurde, so will ich an seiner Statt erzählen.

„Gottfried war das einzige Kind eines armen Schullehrers zu Friedrichfeld, der Gottfried Gutmann hieß. Er war dieser sinnvollen Namen werth; denn er war ein guter und friedliebender Mann. Er verwaltete mit Eifer und Würde sein wichtiges und beschwerliches Amt. In der Schule, wie in der Kirche war seine Sache stets in bester Ordnung, so daß nicht nur der würdige Pfarrer, sondern auch beinahe die ganze Dorfgemeinde mit ihm sehr wohl zufrieden war. Und die Kinder liebten ihn, wie einen Vater. Er war es ihnen aber auch im höhern Sinne des Worts stets

gewesen. Und so gut und geliebt, wie er, war auch Rosa, seine Gattin. Als Ehegatten und Eltern waren Beide ein Muster und Beispiel für alle Familien in Friedrichsfeld. Weil sie sehr sparsam und genügsam lebten, so kannten sie in den ersten Jahren weder Noth, noch Mangel. Sie lebten zufrieden und waren glücklich.

Allein das Erdenglück ist zerbrechlich, wie Glas, und wen Gott lieb hat, den sucht er heim. Schullehrer Gutmann bekam eine auszehrende Krankheit — ein Familienerb — die bereits zwei Jahre lang dauerte. Lange Zeit hielt er noch Schule, so übel und weh es ihm auch oft war. Doch endlich konnte er das Bett nicht mehr verlassen. Nun mußte er einen Schulverwalter anstellen, der an seinem Tische aß, und den er noch mit 15 fl. für's Jahr besolden sollte. Aber Gutmann war jetzt so arm, und wurde bei den bedeutenden Ausgaben für Arzt, Apotheke und Krankenkost mit jedem Tage ärmer. Die Lehrerbesoldung war klein, und aller Nebenverdienst, den Gutmann durch Instruiren der Kinder wohlhabender Eltern, und seine fleißige Gattin durch Nähen, Stricken und Spinnen erworben, hatte aus Nothwendigkeit schon geraume Zeit aufgehört. Es trat nun bald Noth und Mangel ein. Niemand im ganzen Dorfe hätte ihre Noth erfahren, wenn sie nicht durch den braven Schulverwalter bekannt geworden wäre. Fast Jedermann hatte Mitleid mit der armen Schullehrerfamilie. Die Gemeinde übernahm aus Erkenntlichkeit die Unterhaltung nebst Besoldung des Schulverwalters, und etliche wohlhabende Familien, die zu schätzen wußten,

was der brave Lehrer ihren Kinder in gesunden Tagen gethan, unterstützten im Stillen des kranken Lehrers Gattin auf mancherlei Weise. Allein, wie es leider in der Welt nicht selten der Fall ist, es wurden die Wohlthäter allmählig müde, weil die Krankheit des armen Lehrers länger dauerte, als ihr guter Wille.

Rosas Noth war groß und wurde täglich größer; dennoch aber kam in Gegenwart des leidenden Gatten niemals eine Klage über ihre Lippen. Sie klagte ihre Noth nur im Stillen dem lieben Gott, oder auch hie und da dem würdigen Seelsorger, der fast täglich den Kranken besuchte, die betrübte Hausfrau tröstete und mit Geld unterstützte, und somit an dieser armen Familie ein leibliches und geistliches Werk der Barmherzigkeit übte.

So sehr sich Rosa auch bemühete, ihren stillen Gram dem Kranken zu verbergen, so nahm er ihn dennoch gewahr, wobei der Geprüfte doppelt litt. „Ach lieber Gott!" flehte er oft mit gefalteten Händen auf dem Schmerzenlager, „erbarme dich doch meiner Gattin und meines Kindes, und nimm mich doch recht bald zu dir, wenn es dein heiliger Wille ist; denn an meine Genesung ist nicht mehr zu denken, und meine langwierige Krankheit bringt Gattin und Kind noch an den Bettelstab." Auch Mutter und Kind flehten oft im Stillen zu Gott, aber nicht um des guten Gatten und Vaters Tod, sondern um sein Leben und seine Genesung.

Doch des Kranken Bitte wurde erhört, und Gott nahm den frommen Dulder nach einer zweijährigen Krankheit endlich zu sich in den Himmel. Rosas und

des kleinen Gottfrieds Schmerz kann ich nicht schildern.

Nun nahm ein anderer Lehrer des seligen Gutmanns Stelle ein, und die arme Rosa mußte mit ihrem Kinde ausziehen. Sie war ärmer, als die Leute im Dorfe nur wußten; denn um die mancherlei Auslagen während der Krankheit ihres Gatten, dem sie Nichts abgehen ließ, zu bestreiten, hatte sie ihren Hausrath verkaufen müssen. Und auf eine Pension hatte sie weder Anspruch, noch Hoffnung, weil damals noch kein Lehrer-Wittwe-Fond bestand, wie heut zu Tage in vielen deutschen Staaten, wo durch jährliche Einlagen in eine gemeinsame Kasse für Lehrers-Wittwen und Waisen schon bedeutende Fonds gegründet sind.

Die arme Wittwe wollte der Gemeinde, der sie schon so viele Wohlthaten verdankte, nicht weiter mehr zur Last fallen, sondern nahm von ihren Wohlthätern Abschied, und kehrte mit ihrem Kinde und den wenigen Habseligkeiten in ihre Heimath, nach Bürgendorf zurück.

Hier nahm sie, da sie keine Eltern mehr hatte, ihr Bruder Oswald, der ein Schuster war, in sein Häuschen auf. Man hatte ihr ein kleines Stübchen zur Wohnung eingeräumt. Da arbeitete und lebte sie mit ihrem Kinde genügsam und zufrieden, und sie wäre wieder glücklich gewesen, wenn ihre Schwägerin kein so geiziges und zanksüchtiges Weib gewesen wäre. Oswald war ein guter Mensch und ein fleißiger und geschickter Handwerksmann. Er hatte einen guten Verdienst, aber wenig Genuß und Freude dabei. Seine unverträgliche Gattin verbitterte ihm und Allen, die um sie leben mußten, das Leben, und Niemand

hatte von ihr mehr zu leiden, als Rosa und ihr Kind. Umsonst waren alle ihre Gefälligkeiten, vergebens alle ihre Liebesdienste; denn Oswalds lieblose Gattin hatte kein empfängliches Herz dafür.

Es waren nun seit Gutmanns Tod bereits zwei Jahre verflossen, in denen die arme Wittwe und ihr Kind in Oswalds Hause ein kummer- und leidenvolles Leben führten. Endlich unterlag die junge Wittwe ihrer schweren Bürde, und starb nach einer langwierigen und schmerzvollen Krankheit. Die Trübsale und Leiden dieser frommen Dulderin will und kann ich nicht alle schildern. Der Tod wäre ihr die größte Wohlthat in dieser Welt gewesen, wenn sie nicht ihr geliebtes Kind als eine arme und verlassene Waise in derselben hätte zurücklassen müssen.

Den tiefen Schmerz über den Verlust der theuren Mutter konnte Gottfried in seiner Erzählung nicht anders, als durch Weinen und Schluchzen ausdrücken. Er konnte vor Schmerz lange nicht weiter erzählen.

Oswald hielt es für eine heilige Pflicht, sich der armen Waise väterlich anzunehmen, und war fest entschlossen, den Knaben bei sich zu behalten, ihn mit seinen eigenen Kindern vollends zu erziehen, und ihn zu einem tüchtigen Schuster zu machen, damit er später selbst sein Brod verdienen könne. So schön und löblich auch dieser Entschluß gewesen, widersetzte sich dennoch Oswalds lieblose Gattin mit einem so unbiegsamen Eigensinn, daß der gute Oswald mit blutendem Herzen ihr endlich nachgeben mußte. Alle Bitten des Gatten, die Thränen Gottfrieds und die ihrer eigenen Kinder, ja selbst die gütigen und ernsten

Vorstellungen des ehrwürdigen Seelsorgers gingen an ihrem Starrsinn und unerweichbaren Herzen verloren. Der arme Gottfried mußte aus dem Hause; denn eher hätte sie dem Gatten und den Kindern keine Ruhe gelassen.

Da der menschenfreundliche Pfarrer die arme, verstoßene Waise in Bürgendorf nirgends unterbringen konnte, so war er auf andere Hülfe bedacht. Er hätte den braven Knaben, den er ungemein liebte, mit Freuden zu sich genommen, wenn seine gegenwärtige Lage und Verhältnisse es nur erlaubt hätten. Denn sein Pfarrhaus und Einkommen waren klein, und die täglichen Ausgaben im Verhältnisse groß, weil er schon vor etlichen Jahren eine alte Mutter und zwei ledige Schwestern zu sich genommen hatte. Wo aber ein Menschenfreund nicht Alles thun kann, da thut er, was in seinen Kräften steht. Und diesen christlichen Grundsatz befolgte auch der würdige Pfarrer. Er hatte zu Isenbach, in seinem Geburtsorte, einen Jugendfreund, der ein sehr wohlhabender Bauer und ihm immer noch mit ganzer Seele zugethan war. An diesen schrieb er einen recht freundschaftlichen Brief, worin er ihm die arme, verstoßene Waise empfahl, indem er ihn bat, dieselbe wohlwollend aufzunehmen. Er war schon zum Voraus vom guten Erfolg seines Briefes überzeugt. Denn sein Freund besaß viele Rinder und Schafe, weßhalb er den wohlerzogenen Knaben sogleich zur Huth brauchen konnte.

Mit diesem Schreiben sandt nun der Pfarrer den Knaben, der sich kindlich darüber freute, nach Isenbach, das ungefähr zwölf Stunden von Bürgen-

dorf entlegen sein mochte. Nebst vielen guten Lehren gab er ihm auch ein schönes Reisegeld mit. Noch denselben Tag machte Gottfried unter Thränen seinen Bündel, in den er nebst zwei weißgewaschenen Hemden und dem bessern Paar Beinkleider auch ein Evangelium und Gebetbuch der seligen Mutter einpackte. Den Brief verwahrte er auch darin. Hierauf ging er noch Einmal auf den Kirchhof, an das Grab der seligen Mutter, um daran zu beten, eine Dankesthräne zu weinen, und die Verblichene um ihren mütterlichen Segen zu bitten. Vom Kirchhofe ging er nochmals in's Pfarrhaus, um unter herzlichen Danksagungen seinem väterlichen Wohlthäter zu sagen, daß er morgen in aller Frühe nach Isenbach abreisen wolle. Der Abschied war für Gottfried ganz besonders schmerzlich und thränenvoll.

Am andern Morgen, beim Frühroth der aufgehenden Sonne war Gottfried schon reisefertig. Die Tante hatte schon ein Frühstück in Bereitschaft, und war zum Erstenmale freundlich gegen Gottfried. Diese Freundlichkeit hatte auf des Knaben gutes Herz einen so wohlthuenden Eindruck gemacht, daß er mit Einemmale alle die frühern Unbilden vergaß, und sich ihr, wie seiner Mutter, in die Arme warf, und unter Thränen von ihr Abschied nahm. Sie schien gerührt zu sein, und dies hatte den gutherzigen Knaben vollends mit ihr ausgesöhnt. Oswald stand zur Begleitung bereit, aber seine Kinder lagen noch im tiefen Schlummer, als Gottfried aus dem Hause schied. So wie er in's Florheimer-Thälchen kam — den langen Wanderstab in der Rechten und das Bündelchen

auf dem Rücken — trat er bei den ersten Stralen der Sonne in Oswalds Begleitung aus Bürgendorf in das Freie.

Oswald begleitete mit schwerem Herzen seinen Gottfried, den er, wie seinen eigenen Sohn, liebte, auf zwei Stunden weit. Endlich mußten sie sich doch trennen. Beide weinten in einer langen Umarmung. Nun riß sich Oswald gewaltsam los, gab dem lieben Neffen noch einen Kuß, schob ihm einen Thaler in die Tasche, und entfernte sich eilends.

Gottfried blieb noch lange, wie angewurzelt, auf derselben Stelle stehen, und blickte mit thränenvollen Augen dem lieben Onkel nach. Nur noch Einmal blickte dieser zurück, und sie winkten einander nochmals mit beiden Händen Abschied zu. Jezt war Oswald hinter einem Rebhügel Gottfrieds Augen entschwunden, und er sezte allein und mit schwerem Herzen die Reise fort.

Auf den Abend kam er nach Friedrichfeld, seinem Geburtsorte, wo er von guten Bekannten seiner verblichenen Eltern mit großer Freude aufgenommen und recht gut beherbergt wurde. Den folgenden Tag mußte er noch daselbst verweilen, wo er dann den guten Herrn Pfarrer und alle guten Freunde und Bekannte besuchte. Allenthalben fand er freundlichen Empfang, und Jedermann bedauerte den frühen Tod seiner Mutter.

Doch am zweiten Tage nach seiner Ankunft verließ er Friedrichfeld, und war schon bis auf wenige Stunden Isenbach nahe gekommen. Es war um die Mittagsstunde, und die Sonne senkte ihre Stralen

glühendheiß auf den jungen Wanderer hernieder, als er in ein Eichenwäldchen eintrat. Der kühlende Schatten der Bäume that seinen ermatteten Gliedern so wohl, daß er in Versuchung kam, sich unter einer vielästigen Eiche niederzulassen, und ein wenig zu schlummern. Er that's. Doch bevor er sich auf den kühlen Rasen hinstreckte, zog er all' sein Geld aus der Tasche, zählte es, und fand, daß er noch sehr wenig davon gebraucht habe. „Von dem, was mir nach der Reise übrig bleibt, kaufe ich mir ein neues Stück Kleid;" so sprach er bei sich selbst, schob das Geld in die Tasche, machte es sich bequem, und schlummerte, das Haupt auf den Bündel gestützt, bald ein.

Wie groß war Gottfrieds Erstaunen, als er erwachte und es um ihn her schon etwas dunkel war; denn die Sonne schien nicht mehr. Er rieb sich noch schlaftrunken die Augen, und plötzlich überfiel ihn eine Furcht und Angst, beim Gedanken, daß er bei einbrechender Nacht sich so ganz allein in einem Walde befinde, dessen Ausweg er nicht kannte. „Ich habe doch gar lange geschlafen!" rief er aus, und erhob sich eilends von seinem Ruheplatz. Aber sein Erstaunen und Schrecken mehrten sich, als er sein Bündelchen von der Erde aufhob, das, was ihm erst jetzt einfiel, nicht mehr unter seinem Haupte gelegen, und weit leichter war, als zuvor. Er öffnete es hastig, und wie erschrak er! denn die beiden Hemden, die Beinkleider und der Brief waren weg; nur die beiden Bücher waren noch darin. Zitternd an allen Gliedern griff er in die Tasche, worin das Geld gewesen; aber

ach! sie war leer. Er durchsuchte den Platz, worauf er gelegen, fand aber Nichts.

„Man hat mich beraubt;“ rief er weinend und jammernd aus; „mein Gott! was fange ich an ohne Geld und Brief?“ Er rang die Hände und wußte sich im ersten Augenblicke der Verwirrung weder zu rathen noch zu helfen. Da erinnerte er sich, daß seine selige Mutter jedesmal, so oft sie in einer Noth gewesen, sogleich gebetet habe. Er fiel auf die Kniee nieder und betete unter Thränen zu Gott, daß er ihm doch aus dieser Noth helfen wolle. Da ihm aber Niemand das Verlorne wieder bringen wollte, und es immer dunkler und dunkler wurde, so durchbebte ihn plötzlich eine Todesangst; es fielen ihm die schrecklichen Räubergeschichten ein, von denen er schon oft erzählen gehört, und er raffte seine Sachen zusammen, und eilte davon. In jedem Rauschen eines Blattes fürchtete er das Nahen eines Räubers, der ihm auch noch das Leben nehmen könnte. Die Angst beflügelte seine Schritte, und er war ausserhalb des Waldes und im nächsten Dorfe, ehe er es vermuthete. Jetzt schöpfte er wieder frischen Athem, und es wurde ihm leichter um's Herz. Aber eine neue Sorge, wo er nämlich übernachten solle, schwächte seinen erfrischten Muth wieder sehr. Doch sein kindliches Herz vertraute auf Gott, und er klopfte am ersten Hause des Dorfes an. Ein alter Mann ließ ihn ein, und führte ihn freundlich in eine kleine, aber reinliche Stube. Dieser und eine ebenfalls alte Frau waren die einzigen Bewohner des Hauses.

Als Gottfried sich von seiner Angst wieder erholt

hatte, erzählte er sein Unglück. Die zwei alten Leute bedauerten ihn, und tadelten seine Unvorsichtigkeit. Gottfried sah ein, daß sie recht hatten, bat um Nachtherberge, die man ihm gerne und freundlich gewährte. Er bekam ein gutes Nachtessen und ein weiches Bett; aber weder das Eine, noch das Andere wollte ihm schmecken; denn der Verlust des Briefs, der ihn mehr kränkte, als der Verlust des Geldes, kam ihm nicht mehr aus dem Sinne. „Ach Gott!“ seufzte er wiederholt bei sich, „wohin und an wen soll ich mich nun wenden? Wenn ich nach Isenbach gehe, wird mir der Freund des Herrn Pfarrers auch glauben, da ich ihm keinen Brief und kein anderes Wahrzeichen vorweisen kann? Nein, dahin kann ich nicht gehen. Oder soll ich wieder nach Hause zurückkehren? Nein, auch das kann ich nicht. Denn was würden die Leute in Bürgendorf, und was der gute Herr Pfarrer und mein lieber Onkel dazu sagen, daß ich so leichtsinnig und so unvorsichtig gewesen bin? Ach, es würde sie kränken, und ich ihnen von Neuem zur Last fallen. Der gute Herr Pfarrer würde mir wahrscheinlich frisches Reisegeld geben; aber ist es nicht Sünde, die Güte eines Wohlthäters so zu mißbrauchen? Ja, ich allein habe den Fehler begangen, und ich will ihn auch allein büßen. Ich will morgen in diesem Dorfe von Haus zu Haus gehen, und einen Dienst suchen; vielleicht erbarmet sich Jemand meiner, und nimmt mich als Hirtenknaben auf. O, ich will ja gerne arbeiten, wenn ich nur nicht betteln und den Leuten lästig werden muß. Habe ich einen Dienst, dann schreibe

ich Alles nach Hause." Nach einer langen schlaflosen Nacht verließ Gottfried schon sehr frühe sein Lager, und verrichtete mit Inbrunst des Herzens sein Morgengebet. Er bat den gütigen Gott nochmals um Hilfe in seiner Noth und um seinen väterlichen Schutz. Er war jetzt ruhiger und getroster, als gestern Abends.

Als die zwei alten Leute wach waren, verließ er sein Schlafgemach, und nach genossenem Frühstück unter herzlicher Danksagung das Haus. Unter der Thüre beim Abschied ermahnte ihn der Greis nochmals, fürder vorsichtiger zu sein. Gottfried versprachs, und begann nun im Dorfe einen Dienst zu suchen; aber er wurde überall abgewiesen. Den Einen war er zu jung und zu gering, und die Andern waren schon mit Dienstleuten versehen.

Mit thränenden Augen verließ Gottfried dies Dorf, und hoffte in einem andern glücklicher zu sein. Allein er hatte in noch vielen andern Dörfern dasselbe Schicksal. Auf diesen Tag folgte ein zweiter, und der arme Gottfried hatte noch keinen Dienst. Und dieser Tag war es nun, an dessen Abende Gottfried in's Florheimer-Thälchen und in Moritzens einsame und friedliche Wohnung gekommen war.

Drittes Kapitel.

Die freudige Ueberraschung.

Die Gefühle des Mileids und der innigen Theilnahme, die des Knaben Erzählung in der Brust der guten alten Leuten erregte, lassen sich leichter mitempfinden, als beschreiben. Was aber in diesem Augenblicke in ihrer edlen Seele noch reifte, war mehr, als bloßes Mitleid — war Entschluß, dem die That auf den Fersen folgte. Moritz errieth, was in Mariannens, und diese, was in Moritzens Herzen vorging. Nur Gottfried konnte von Allem noch Nichts errathen, nicht einmal ahnen. Ja, er hatte sich noch nicht einmal getraut, die guten Leute zu fragen, ob sie ihn nicht als Dienstknaben brauchen könnten. Da sie ihn sodann schon so freundlich aufgenommen und so gütig bewirthet hatten, so wollte er diese Frage auf den Morgen verschieben.

Als Gottfried zu Bette gegangen, blieben Moritz und Marianne noch etwas länger auf. Beiden war das Herz so voll, daß sich Eines dem Andern noch vor Schlafengehen mittheilen mußte.

„Aber wie wunderbar sind doch Gottes Fügungen!" hub zuerst Marianne an; „gerade in demselben Augenblicke, wo ich mich beklagte, daß wir kinderlos sterben müßten, schickt uns der liebe Gott eine arme, verstoßene Waise zu, damit sie uns Sohn, und wir ihr Aeltern werden sollten."

„Ja wohl sind Gottesfügungen wunderbar,“ fiel Moritz schnell in die Rede; „und glücklich der Mensch, der sie nie verkennt! Wir wollen sie diesmal nicht verkennen, sondern in ihnen einen göttlichen Wink, ja einen göttlichen Befehl erblicken, den wir unversäumt erfüllen wollen.“

„Und dieser göttliche Befehl wäre,“ versetzte Marianne, „daß wir die arme Waise an Kindesstatt annehmen? Nicht wahr, lieber Moritz, das ist der Sinn deiner Worte?“

„Ja, das ist der Sinn und mein Entschluß,“ sprach Moritz mit einer Freudenthräne im Auge.

„Auch der meinige!“ rief Marianne im Gefühle des innigsten Entzückens, und eilte in die Arme und an die Brust ihres Gatten.

„Gottfried muß unser Sohn werden, und ich will ihm eine zärtliche Mutter sein. Dieser Wunsch,“ fuhr Marianne fort, „stieg in meiner Brust in dem ersten Augenblicke auf, als der arme Knabe erzählte, daß er eine verlassene Waise sei. An der Wahrheit seiner Erzählung kann nicht gezweifelt werden, weil ihm die Redlichkeit des Herzens auf der Stirne abgeprägt ist. Ja, Gottfried ist gewiß ein guter frommer Knabe, und wir werden in den noch übrigen Tagen unsers Leben viele Freuden an ihm erleben.“ —

„Es wird aber auch eine große, überraschende Freude für ihn sein,“ versetzte Moritz, „wenn wir ihn morgen als unsern Sohn in die Arme schließen. O, der gute Knabe schlief gewiß in kummervollen Gedanken ein, und wird mit solchen wieder erwachen, indem er die Freude nicht ahnet, die seiner wartet. Wie macht

mir doch der Gedanke an des Knaben freudige Ueberraschung das Herz so warm! So, wie jetzt, war's mir noch selten zu Muthe. Sieh', Marianne, diese Thräne im Auge ist eine Thräne der Freude."

Auch in Mariannens Auge zitterte eine Freudenthräne. „Ich möchte dem guten Kinde die kummervolle Nacht ersparen," sprach sie; „aber nein, morgen ists besser; denn wahrscheinlich könnte er dann aus Freude nicht schlafen. Sein Schutzengel drücke ihm die Augen zu, und wiege ihn in einen süßen Schlummer ein!" Mit diesem frommen Wunsche begab sich Marianne zur Ruhe, und Moritz folgte ihrem Beispiele.

Als Gottfried des andern Morgens erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Betroffen eilte er aus dem Bette, und kleidete sich hurtig an. Denn er schämte sich, so lange geschlafen zu haben; obwohl er sich beim Schlafengehen vorgenommen hatte, recht frühe aufzustehen. Nach dem Morgengebete verließ er das Schlafgemach, um sich nach der Wohnstube zu begeben.

Er pochte an der Thüre höflich an, und auf den Ruf „herein!" wollte er eintreten. Aber seine Ueberraschung war so groß, daß er, wie angewurzelt, unter der Thüre stehen blieb. Denn auf dem Tische erblickte er in niedlichen Töpfen die schönsten Blumen, und vor ihm standen Moritz und Marianne, im festlichen Gewande und mit offenen Armen, indem sie freudestralenden Antlitzes einstimmig riefen: „Guten Morgen, lieber Gottfried! in unsere Arme, lieber Sohn!"

Nein, diese Ueberraschung war für den guten

Knaben zu groß; er verlor alle Fassung. Ohne recht zu wissen, was er thut, warf er sich weinend in die offenen Arme.

„Ach, du gutes Kind!“ sprach Marianne tröstend, „mußt nicht weinen! Sieh', wir haben dich mit der Freude überraschen wollen, daß du nun für immer bei uns bleiben, und uns Vater und Mutter nennen sollst. Das wird dir doch eine Freude machen, lieber Gottfried?“

Der Knabe, der sich von seiner Ueberraschung lange nicht erholen konnte, flog abermals in ihre Arme, und konnte nicht sprechen, nur schluchzen.

„Ich weine aus Freude,“ sprach er endlich, und küßte dem edlen Paare die Hand und benetzte sie mit Freudenthränen. „Ihr wollet mir also Aeltern sein!“ rief der Knabe; „ich soll nun nicht mehr als eine verlassene Waise in der Welt umherirren!“ Bei diesen Worten zitterten seine Kniee, er ließ sich auf dieselben nieder, erhob die Hände und richtete die thränenvollen Augen auf das Christusbild hin, wollte mit lauter Stimme beten; aber ein frischer Thränenstrom erstickte seine Worte.

Das greise Paar ward dadurch so innig gerührt, daß Beide neben ihm niederknieeten, und Gott um seinen Segen anflehten. O, gewiß hat Gott den Bund dreier so edlen Seelen geheiligt und gesegnet. Gewiß umschwebten sie unsichtbar die Engel des Himmels, das edle Dreiblatt umschlingend mit dem himmlischen Bande der Liebe.

Nun erhoben sich die frommen Pflegeältern und der gerührte Pflegesohn, und — der schöne, treue

Bund war geschlossen. Es folgte eine neue Umarmung, und — „lieber Sohn!“ — „lieber Vater! liebe Mutter!“ — waren die Ausrufungen der Glücklichen.

Hierauf ging man zum Frühstück. Mit solchen, noch nie empfundenen Gefühlen war das greise Paar noch niemals zu Tische gesessen. Es war den guten alten Leuten so wundersam um's Herz; jeder ihrer Blicke, der des Sohnes Blicke traf, erregte in ihrer Brust eine süße, wohlthuende Empfindung.

„Heute feiern wir also ein großes Fest im Hause,“ versetzte Moritz nach dem Frühstück, „und der König des Festes bist du, lieber Sohn.“

Bei diesen Worten des glücklichen Greises senkte Gottfried die Augen nieder, und Thränen traten in dieselben.

„Ach, lieber Sohn!“ rief Marianne ängstlich, „warum auf Einmal so traurig? Ist dir etwa nicht „wohl, oder was fehlt dir?“

„Ein Fest, und ich bin so schlecht gekleidet,“ erwiederte schluchzend der Knabe, und warf einen wehmuthsvollen Blick auf die festliche Kleidung seiner Pflegeältern.

„O, deßhalb darfst du nicht traurig sein!“ rief das greise Paar einstimmig. „Nicht die Kleider, sondern unsere Freude, unser Glück und Dank machen das Fest aus,“ fügte Moritz bei; „und deine liebe Person ist der Hauptgegenstand desselben. Du wärest uns in seidenen und goldgestickten Kleidern nicht lieber, als du es uns in diesem da bist.

„Ich bin aber auch gar so arm ins Haus gekommen,“ versetzte Gottfried; „habe in meinem Bündel

nur zwei Bücher, sonst gar Nichts mitgebracht. Diese zwei Bücher sind mir zwar lieber, als zwei Klumpen Gold, weil sie ein theures Angedenken meiner seligen Aeltern sind."

„Und diese deine Gesinnung, lieber Gottfried, ist mehr werth, als alles Silber und Gold und als alle Edelsteine in der Welt," erwiederte der Greis gerührt. „Sieh', lieber Sohn, wenn heute noch ein anderer Knabe käme, dessen Kleider mit Silber und Gold gestickt und alle Taschen mit den kostbarsten Edelsteinen vollangefüllt wären, und wir müßten wahrnehmen, daß er ein roher, ausgelassener und ungesitteter Mensch sei, was meinest du, daß wir thäten? Wir würden den reichen Knaben mit verächtlichen Blicken abweisen, und den armen in unsere Arme schließen, und ihn unsern geliebten Sohn nennen." Bei diesen Worten schloß der Greis den Knaben wirklich in seine Arme, und drückte ihn warm an seine väterlich gesinnte Brust. Der Knabe war tief gerührt, und schämte sich seiner eitlen Bedenklichkeiten. Seine vorige Heiterkeit kehrte wieder zurück, und er war ganz froh, ganz glücklich.

„So, lieber Sohn! — so sehe ich dich am liebsten," sprach freundlichlächelnd Marianne. „Sei nur immer froh und heiter, und was dir im Uebrigen noch mangelt, dafür wollen wir schon sorgen. Schon am nächsten Sonntage sollst du uns in einem neuen Gewande nach Florheim in die Kirche begleiten. Die Anstalten dazu will ich heute noch treffen."

Hierauf begab sich Marianne in die Küche, um ein festliches Mittagmahl zu zubereiten, und der dank-

bare Knabe holte zuvorkommend Holz und Wasser herbei, während Moritz im Gärtchen Kraut zum Gemüse abschnitt. Aller Hände waren rege, und Gottfried griff Alles so geschickt an, und es ging ihm so flink aus den Händen, daß sich das greise Paar ungemein darüber freute.

Moritz und Gottfried überließen nun die noch übrigen kleinen Geschäfte der verständigen Hausfrau, und der Vater führte den Sohn im ganzen Hause herum, und allenthalben, auf dem Speicher und im Keller, in den Kammern, Kisten und Kästen, fand Gottfried Alles in Hülle und Fülle. Von da gingen sie auf das Feld hinaus, und der glückliche Gottfried fand die ganze Natur seit gestern viel schöner und herrlicher. Die fröhlichen Sänger in der Luft und auf den Zweigen der Bäume schienen ihm heute nur deßhalb so munter und schön zu singen, um das heutige Fest zu verherrlichen. Und jede Blume im Grase schien im freundlich zuzulächeln. Freude und Entzücken erhoben seine Brust. Mit freudestralenden Augen blickte er dankend gen Himmel. „O, wenn mein lieber Onkel und der gute Herr Pfarrer zu Bürgendorf mein Glück schon wüßten, und Zeugen meiner Freude wären, sie würden sich gewiß auch mit mir freuen.“ So dachte bei sich der gute Knabe, und pflückte am Wege die schönsten der Blumen, um die geliebte Pflegemutter mit einem Strauß bunter Feldblumen zu erfreuen. Der Vater zeigte dem Sohne alle ihre Aecker und Wiesen, und sprach gerührt: „Sieh', lieber Gottfried, Alles, was unser ist, das ist auch dein. Dies Alles

wird dein Eigenthum — ja vielleicht noch mehr, — wann ich und deine Mutter einmal nicht mehr sind."

Gottfried konnte sich nicht mehr halten; unter Thränen der Freude und des Dankes stürzte er an des Greises Brust, der gerührt und entzückt stehen blieb.

„Lieber Vater, bester Vater!" rief Gottfried im Tone der innigsten Rührung an des Greises Brust; „wie kann und soll ich Euch danken? Nur erst wenige Stunden bin ich aus Liebe und Erbarmung Euer Sohn, und schon überhäuft Ihr mich mit so viel Freuden und Wohlthaten. Ach, das werd' ich Euch, wie der guten Mutter, in meinem Leben nie vergelten können."

„Laß' das, lieber Sohn!" versetzte gerührt der Greis; „wenn je von Lohn die Rede sein dürfte, so würden wir den schönsten schon finden in deiner kindlichen Gegenliebe und in dem süßen Namen „Vater und Mutter," den du uns von nun an geben wirst."

Ja, ewig will ich euch lieben, ewig euch dankbar sein!" rief Gottfried begeistert aus. „Nie anders, als aus tiefer Ehrfurcht und dankbarer Liebe, will ich die schönen Namen „Vater, Mutter" aussprechen. Und in in allen meinen Gebeten werde ich euch den schönsten Lohn im Himmel erflehen."

„Würdiger Sohn! — gutes Kind!" sprach der Greis, drückte dem Knaben einen heißen Kuß auf die Lippen, und eine Freudenthräne entfiel seinem Auge. Nun kehrten Beide gerührt nach Hause zurück.

Dieser schöne Tag — der schönste in der langen Reihe der Jahre des greisen Paares — floß unter

allerlei stillen Freuden dahin. Die Edlen waren so froh, so glücklich!

Erst sehr spät gingen die Glücklichen zur Ruhe. In der Schlafkammer sank Gottfried auf die Kniee nieder, und ein heißes Dankgebet entstieg seiner reinen Brust. Er flehte zum Erstenmale um das Wohl seiner so guten Pflegeältern, und schloß sein frommes Gebet mit folgenden Worten:

„Ach, guter Gott! laß mich doch recht fromm und gut werden, damit meine guten Pflegältern auch Freude an mir erleben! Laß' ja nie geschehen, daß ich undankbar werde, oder sie nur im Mindesten betrübe! Stärke und erleuchte mich auch, damit ich allzeit erkenne, wie ich dir, o Gott! gefallen, und meine Wohlthäter erfreuen kann! Lohne du ihnen Alles, was sie mir schan gethan und noch thun werden, da ich es ihnen doch nie lohnen kann!"

Nun entkleidete sich Gottfried, und begab sich zur Ruhe. In einem so weichen Bette hatte er schon lange nicht mehr geruht, und doch wollte der Schlummer noch lange nicht seine Augen schließen. Die Ueberraschung und die Freuden des verflossenen Tages gingen noch Einmal vor seiner Seele vorüber, und beschäftigten angenehm Phantasie und Herz. Er hatte noch einen süßen Nachgenuß.

Endlich schlummerte der Glückliche ein, und der Engel der Unschuld wachte über ihm.

Viertes Kapitel.

Gottfrieds tiefe Trauer.

Schon am folgenden Morgen setzte sich Gottfried zum Schreiben nieder, und schrieb zwei große, schöne Briefe — den Einen an den Onkel und den Andern an den Herrn Pfarrer in Bürgendorf. Er schilderte darin sehr lebhaft sein bisheriges Schicksal — vorerst sein Unglück, und dann sein großes Glück. Die Charakterschilderung seiner geliebten Pflegeältern und die Beschreibung der freudigen Ueberraschung nahmen mehr, als die Hälfte des langen Briefes ein. Schlüßlich vergaß er auch nicht, noch Einmal für alle empfangenen Wohlthaten, insbesondere dem Herrn Pfarrer für alle guten Lehren und Ermahnungen recht herzlich zu danken. Den Onkel lud er im Namen der geliebten Pflegeältern auf einen baldigen Besuch ein.

Als Gottfried die Briefe beendigt hatte, las er sie den Pflegeältern laut vor. Diesen traten dabei Thränen in die Augen. Denn die Briefe waren so natürlich und so herzlich abgefaßt, daß sie nur einen wohlthuenden Eindruck machen konnten, und die beiden alten Leute sich über Gottfrieds Geschicklichkeit im Briefschreiben sehr verwundern mußten. Sie erkannten in ihm den wohlerzogenen und gebildeten Schullehrers-Sohn.

Nach einigen Tagen reiseten Moritz und Gottfried

nach der nächsten, drei Stunden von Florheim entlegenen Stadt, wo sie nebst andern Geschäften zugleich auch die Gelegenheit benützen wollten, die Briefe durch eine gefällige Hand nach Bürgendorf zu übersenden. Das Glück schien ihnen günstig zu sein. Denn auf dem Fruchtmarktplatze sprach sie ein Jüngling von ungefähr fünfzehn Jahren freundlich an, indem er sie fragte, was, oder wen sie suchten? Als sie ihm sagten, daß sie eine Gelegenheit wünschten, Jemanden aus der Gegend von Bürgendorf zwei Briefe mitgeben zu können, die er in Bürgendorf abzugeben hätte, so schien der Jüngling darüber sehr erfreut zu sein, indem er sprach: „Ich bin nur eine Stunde von Bürgendorf zu Hause, und daselbst gar wohl bekannt. Heute noch reise ich mit meinem Vater, der ein Fruchthändler ist, von hier ab, und schon übermorgen kommen wir nach Bürgendorf. Wenn ihr mir die Briefe anvertrauen wollet, so mache ich mir ein Vergnügen daraus, sie an Ort und Stelle zu bringen.“

Gottfried war darüber sehr erfreut, übergab dem Jünglinge die Briefe, bat ihn nochmals um gefällige Besorgung, und dachte sich im Geiste schon voraus die Freude, die der Onkel und Herr Pfarrer haben werden. Moritz drückte dem gefälligen Jünglinge ein kleines Trinkgeld in die Hand, und sie trennten sich.

Gottfried harrte von Tag zu Tag, und von Woche zu Woche auf eine Antwort aus Bürgendorf; aber vergebens. Es verfloßen Monate, und es kam keine Antwort. Anfänglich tröstete sich Gottfried immer noch damit, daß vielleicht der Onkel ihn mit einem Besuche überraschen wolle. Allein es ward Winter,

Frühling, Sommer und wieder Winter, und es wollte kein Onkel kommen. Dies betrübte und beunruhigte den guten Gottfried. Es schien ihm nun ganz richtig zu sein, daß die Briefe einen ganz entgegengesetzten Eindruck gemacht haben, und seine Wohlthäter über ihn böse sein müssen. Dies lag ihm schwer auf dem Herzen; aber er stellte Alles geduldig Gott anheim. Daß jener Jüngling habe ein Betrüger sein, und die Briefe nicht an Ort und Stelle haben kommen können, daran dachte sein argloses Herz nicht.

So verfloß nun ein Jahr nach dem andern, und Nichts mehr trübte Gottfrieds Glück. Er war an der Seite seiner frommen und gütigen Pflegeältern so glücklich, daß ihm kein Wunsch mehr erübrigte, als daß seine geliebten Pflegeältern noch um viele Jahre jünger sein möchten. Denn es war seiner zärtlichen Aufmerksamkeit nicht entgangen, wie die Lebenskräfte des greisen Paars schneller abnahmen, und dasselbe mit Riesenschritten dem Grabe zuwandle. Dies war's, was sein irdisches Glück jetzt heimlich trübte, und worüber er im Verborgenen oft Thränen vergoß. Im Angesicht der guten alten Aeltern verbarg er aber sorgsam den Kummer seines Herzens. Er bemühete sich vielmehr, ihnen das Leben zu versüßen, um ihre Tage mit Gottes Hilfe zu mehren und zu verlängern.

Wie ihm dies edle Bestreben gelungen, läßt sich aus einem vertrauten Gespräche zwischen Moritz und Marianne deutlich erkennen.

„Wie unendlich glücklich lebten wir doch in den acht Jahren, die unser lieber, guter Gottfried in unserm Hause zubrachte!“ hub Marianne an.

„Er liebte uns seither so innig und zärtlich, daß ein leibliches Kind uns nicht inniger und zärtlicher hätte lieben können. Nur Gottes Gnade und Gottfrieds Liebe haben wir es zu verdanken, daß wir ein so hohes und so glückliches Alter erreichten. Nun aber nimmt auf Erden Alles ein Ende. Ich empfinde es in allen Gliedern, daß der letzte meiner Tage nicht mehr gar ferne sei. Nun in Gottes Namen! ich kann doch jetzt getroster diese Welt verlassen. Ich lasse dir doch, lieber Moritz, einen guten, zärtlich liebenden Sohn zurück, der dir eine trostvolle Stütze sein wird, bis auch du mir in's bessere Leben nachfolgen wirst.“ Weiter konnte Marianne nicht sprechen; denn Thränen erstickten ihre Worte.

Auch in des Greises Auge stand eine helle Thräne, und tiefbewegt nahm er das Wort: „Welches von uns Beiden dem Andern in's bessere Leben vorangehen wird, steht noch in Gottes heiligem Rathschlusse. Es geschehe sein heiliger Wille! In jedem Falle können wir doch mit dem Troste aus dieser Welt scheiden, daß wir einen Menschen glücklich gemacht haben. Gott hat es so gefügt, und Gottfried ist dieses Glückes werth. Nach unserm Tode wird er mehr finden, als er hoffte, und es freut und tröstet mich, daß bei ihm Alles in gute Hände kommt. Gottfried ist fromm und tugendhaft; er wird seine Erbschaft recht gut verwenden, und gewiß einmal ein braver Bürger, glücklicher Gatte und guter Vater werden.“

Die gute Marianne hatte richtig geahnet, und ihre letzte Stunde war noch bälder erfolgt, als sie es vermuthete. Sie war nicht lange krank, litt

wenige Schmerzen; denn sie starb aus Altersschwäche. Wie eine brennende Lampe, in der bald alles Oel verzehret ist, allmählig dem Erlöschen nahet, so schwanden nach und nach Mariannens Lebenskräfte, bis endlich in ihr der letzte Lebensfunke erlosch. Schön, sanft und friedlich, wie ihr Leben, war auch ihr Tod. Moritz selbst schloß ihr mit zitternder Hand die erloschenen Augen und den erblaßten Mund.

Moritzens und Gottfrieds Schmerz ist nicht zu schildern. Ihr Verlust fiel zu schwer auf ihr Herz. Auch ganz Florheim, wo die Verblichene als eine Mutter der Armen bekannt war, beweinte Mariannens Tod.

Als man sie im Sarge zu Grabe trug, schwankte unter stillen Thränen der schwache Greis, auf Gottfrieds Arm und auf einen Stab gestützt, hinter demselben nach. Alles blickte auf den Greis, Alles bedauerte ihn. Der fromme Prior des nahegelegenen Benediktinerklosters — Moritzens Gönner und Freund — segnete die Todtengruft, und gab unter Gebet der Erde wieder zurück, was von ihr genommen ward. Beim letzten Segensspruch: „Sie ruhe im Frieden!" erhob sich ein lautes Weinen, und dem Greise schwanden die Sinne.

Gottfried und ein guter Bekannter führten den trauernden Greis nach Hause. Daselbst erholte sich Moritz wieder, fiel seinem Sohne in die Arme, und rief aus tiefstem Schmerzgefühle aus: „Lieber Gottfried! nun habe ich in dieser Welt nur noch dich!" Gottfried wollte den Vater trösten, und er war selbst so trostbedürftig. Beide ließen erst jetzt ihren Thränen den freien Lauf, und — sie machten dem Herzen leichter.

Eine schon ältliche, aber brave ledige Weibsperson, die schon seit vielen Jahren Wohlthaten aus diesem Hause genossen, stand nun dem Hauswesen vor. Es ging Alles wieder seinen ordentlichen Gang; nur vermißte man bei hundert Veranlassungen mit immer gleichem Schmerze die gute sanfte Marianne. Seit ihrem Sterbetage wurde der Greis auffallend schwächer, und groß war Gottfrieds geheimer Schmerz, bei der Wahrnehmung, wie bald er auch den geliebten Pflegevater verlieren werde.

Bälder noch, als Gottfried es vermuthet hatte, war des edlen Greises letzte Stunde gekommen. Auch er starb so schön, wie er gelebt, und wurde nicht minder, als Marianne, von Jedermann betrauert und beweint. Doch trauerte und weinte Niemand mehr und aufrichtiger, als Gottfried. An der Gruft der geliebten Mutter hatte er doch den theuren Vater noch an seiner Seite erblickt; aber nun senkte man mit dem Sarge auch noch den letzten Trost in's dunkle Grab hinab. Namenlos war sein Schmerz.

Fünftes Kapitel.

Das seltsame Kästchen.

Gottfried bewohnte nun mit Katharine, der alten Haushälterin, allein die einsame und stille Wohnung des Florheimer-Thälchens. Es hatte zwar schon seit einem halben Jahrhundert nie die geräuschvolle, sondern nur stille Freude in diesem friedlichen Thälchen

ihren Sitz gehabt; aber nun glich es vollends einer stillen Todtengruft.

Erst am dritten Tage nach des unvergeßlichen Vaters Beerdigung öffnete Gottfried einen wurmstichigen Kleiderkasten, in der Absicht, im Anblicke der Kleidungsstücke der Verblichenen einigen Trost zu suchen. Da nahm er in einer Ecke des Kastens ein niedliches Kästchen gewahr, das er noch nie gesehen hatte. In der Meinung, es möchten wichtige Schriften darin sein, wollte er das Kästchen leichthin herausheben. Allein, wie staunte er, daß es, wie angewachsen, festhielt! Nur mit allen angewandten Kräften gelang es ihm, das Kästchen auf den Tisch zu bringen.

Aber man denke sich Gottfrieds Erstaunen, als ihm nach Eröffnung des Kästchens lauter Gold in die Augen blinkte! Er war im ersten Augenblicke so erschrocken, daß ihm die Kniee wankten und die Hände zitterten. Doch vor Allem griff er nach dem Papiere, das in der Form eines Briefes oben auf dem Golde lag. Mit zitternder Hand öffnete er das Papier, erkannte sogleich des seligen Pflegevaters Handzüge. Unter häufigen Thränen und öftern Unterbrechungen, die seine tiefe Bewegung des Herzens verursachte, las er, wie folgt.

Vermächtniß
unserm vielgeliebten Sohne
Gottfried.

„Mein lieber Sohn! ich sehe dich schon im Geiste, erstaunt und bewegt, vor dem offenen, goldblickenden Kästchen stehen. Lies nur diese Blätter, und, was dir bisher noch ein Geheimniß gewesen, werden sie

dir offenbaren. Marianne und ich waren schon vor etlichen Jahren gesinnt, dich davon in Kenntniß zu setzen; allein der weise Prior, mein Gönner und Freund, hat uns diesen Weg gerathen, wir haben ihn eingeschlagen, und Gott gebe, daß er der bessere sei.

Noch zu Mariannens Lebzeiten habe ich diese Blätter mit Hülfe des Priors im Benediktinerkloster geschrieben. Wann du sie liesest, modert die Hand schon im Grabe, die sie geschrieben. Sieh', lieber Sohn, daran dachte ich öfters, während ich schrieb, und darum werden die Schriftzüge oft so unleserlich, weil die Hand dabei zitterte. Nun denn so vernimm das ganze Geheimniß des seltsamen Kästchens!

„Ich und Marianne sind von sehr armen Eltern geboren. Sie wurde schon im zehnten, und ich im zwölften Lebensjahre eine Waise. Marianne ist zu Klingnach gebürtig, und wo ich geboren worden, weiß ich heute noch nicht. Denn mein Vater war ein Soldat, und ist in einer Schlacht gestorben, als ich kaum zwei Jahre alt war. Nach dem Tode meines Vaters war die Mutter mit mir nach Florheim gezogen, weil dies ihr Geburtsort war. Die gute, arme Mutter war sehr übel daran; denn sie hatte damals keine Eltern und Anverwandten mehr. Sie mußte sich und mich durch die Arbeit ihrer Hände kümmerlich nähren. Wie arm wir leben mußten, will ich dir nicht ausführlich schildern; du kannst es schon daraus schließen, wann ich dir sage, daß die Unglückliche nur aus Noth, Kummer und Elend schon so frühe gestorben ist. Ach, wie lange schon ist die Theure mir vorangegangen!

Nach dem Tode meiner seligen Mutter nahm mich

ein reicher Bauer in Florheim zum Hirtenknaben auf. Diesen edlen Mann, wie seine brave Gattin, sollst du aus meiner Erzählung bald näher kennen lernen. Fünfzehn Jahre war ich in ihrem Hause, und stets wurde ich, wie ein Kind, behandelt; obwohl ich es nicht immer verdiente.

Als ich ein Jüngling von ungefähr 22 Jahren geworden war, kam ein junges, sittsames Mädchen als Dienstmagd in unser Haus. Ich habe in den fünfzehn Jahren viele Mädchen kennen gelernt; aber ein so frommes, fleißiges und tugendhaftes, wie dieses, nicht. Es war aber auch bald, wie das Kind, im Hause. Am meisten galt es bei der braven Hausfrau. Auch wir Nebendienstboten mußten es achten und gerne haben.

Vielleicht hast du errathen, lieber Gottfried, wer das tugendhafte Mädchen möchte gewesen sein? Wann du Marianne meinst; dann hast du es wirklich errathen.

Ja Marianne, meine theure Gattin, und deine gute Mutter, war eben jenes tugendhafte Mädchen; dem ich nächst Gott mein ganzes Glück verdanke. Ich lernte dessen Tugenden und noch übrigen guten Eigenschaften täglich mehr kennen, und das Mädchen selbst höher schätzen. Meine hohe Achtung gegen Marianne wurde allmählig Liebe. Und von jener Zeit an fühlte ich, daß in meinem Gemüthe eine große Veränderung vorgegangen, und ich täglich besser geworden war. Denn ich wollte Mariannens Achtung verdienen. Und so war sie mir, ohne es selbst zu wissen, mein guter Engel geworden. Denn ich muß offen gestehen, daß ich von Kindheit an einen mächtigen

Hang zum Leichtsinn hatte. Aber mein Bestreben, dem tugendhaften, unschuldigen Mädchen zu gefallen, legte meinem Leichtsinn einen Kappzaum an. Wenn ich dennoch hie und da wieder einen leichtsinnigen Streich begangen, und ich alsdann Mariannens Mißfallen bemerkte, so ward ich tief beschämt, fühlte Reue und machte gute Vorsätze. Ich war auch wirklich etwas ernster und klüger geworden, wodurch ich mir Mariannens Achtung täglich mehr, und endlich ihre zärtlichere Zuneigung gewann.

Ich fühlte mich besser und glücklicher. Wir offenbarten unsere gegenseitige tugendhafte Neigung der Herrschaft, die sie billigte; und bald darauf waren wir miteinander verlobt.

Allein unsere eheliche Verbindung fand größere Hindernisse, als wir vermuthet hatten. Das Haupthinderniß war unsere Armuth. Man wollte uns in Florheim nicht bürgerlich annehmen, und somit auch nicht heirathen lassen. Marianne hatte zwar schon ein Ersparniß von achtzig Thalern; aber ich hatte aus Leichtsinn wenig, oder fast gar nichts erspart.

Da sprach die gute, verständige Marianne eines Tages zu mir: „höre, lieber Moritz, ich weiß ein Mittel — es ist das einzige noch — das wir brauchen müssen, um ein glückliches Ehepaar werden zu können. Dies Mittel ist zwar nicht so leicht, wie es scheinen mag; denn es erfodert Zeit, Geduld, Ausdauer und vorzüglich weise Sparsamkeit, Entbehrung und Entsagung.

„So vernimm denn dies Mittel: sieh', ich habe eine Sparkasse, in die wir sogleich unser gegenwärtiges

Ersparniß, und dann an jedem Sonnabende eine kleine bestimmte Summe einlegen wollen. Anfänglich soll unsre wöchentliche Einlage nur klein sein, damit sie auch ununterbrochen desto leichter geschehen kann. Meine wöchentliche Einlage soll in neun, nnd die deinige in sechs Kreuzern bestehen. Ferner sollen alle Geschenke, die wir auf redlichem Wege durch's ganze Jahr erhalten, wie auch Alles, was wir den unnöthigen Vergnügen und Eitelkeiten entziehen, sogleich in die Sparkasse eingelegt werden. Daß auch das, was uns am Ende des Jahres von unserm Dienstlohn noch übrig bleibt, der Sparkasse angehöre, versteht sich von selbst. Aber noch eine Hauptbedingung muß treu und gewissenhaft beobachtet werden: das Ersparniß darf nämlich vor der Zeit nicht angegriffen werden; oder es müßte nur im äußersten Nothfalle geschehen. Unter diesem Nothfalle verstehe ich eine langwierige Krankheit. Wann nun dieser mein Einfall deinen Beifall hat, und du dich zu diesen nothwendigen Bedingungen verstehen willst, so wollen wir heute schon damit den Anfang machen.

„Sieh', lieber Moritz, dies ist die Sparkasse, und diese achtzig Thaler — mein ganzes Ersparniß — soll die erste Einlage sein."

So sprach und that Marianne, und ich lief, freudetrunken und innig entzückt, in meine Schlafkammer, und brachte auch mein Ersparniß herbei, das aber nur in sechs Thalern bestand. In Mariannens Auge sah ich eine Freudenthräne glänzen, als ich so freudig und bereitwillig in die Sparkasse steuerte.

„So wäre nun schon ein schöner Anfang gemacht,"

sprach Marianne gerührt; „Geduld und Ausdauer werden unser Unternehmen schon nach wenigen Jahren mit dem besten Erfolg krönen, und unsere Entbehrungen und Entsagungen überschwenglich lohnen.“ —

Nun hielt ich dem verständigen und tugendhaften Mädchen eine feurige Lobrede, die es aber ungern hörte. Und in meinem Innern ging etwas vor, was meine und Mariannens Freude trübte. Es regten sich in meiner Brust beleidigter Stolz und Eitelkeit. Es kränkte mich tief, daß meine erste Einlage so beträchtlich kleiner war, als jene Mariannens, und daß ich sogar noch wöchentlich weniger, als sie, einlegen sollte.

„Was meine wöchentliche Einlage betrifft,“ sprach ich feurig, „so finde ich sie gegen die deinige zu nieder angesetzt. Ich dächte, es wäre billiger, wenn meine Einlage die deinige um ein Drittheil übersteigen würde. Mußte ich doch sodann schon bei der ersten Einlage deiner Großmuth so weit nachstehen. Nein, Marianne, das darf ferner nicht mehr geschehen. Sieh', darum werde ich an jedem Sonnabende anstatt sechs — zwölf Kreuzer in die Sparkasse steuern.“

Jetzt wurde Marianne traurig, ihr Antlitz verfinsterte sich, und in ihr Auge trat eine Thräne. Es war keine Thräne der Freude, sondern der Wehmuth und des Mitleids.

„Ach, Moritz!“ so begann sie; „wie schnell hast du die in meinem Herzen aufkeimende Hoffnung wieder erstickt; und wie bald verwandelte sich meine Freude in Trauer. Deine Leidenschaftlichkeit wird unsre ganze Hoffnung zerstören. Wenn etwas Gutes geschehen soll, so muß man es mit Ruhe und Ueberlegung be-

ginnen. Zu schnelle Entschlüsse kommen selten zur Ausführung, und eine überspannte Stimmung dauert selten lange. O, lieber Moritz! werde vorerst Herr deines Herzens; sonst wird uns deine Leidenschaftlichkeit noch Alles verderben, und auch die letzte Hoffnung noch vollends zerstören."

So sprach Marianne mit Ernst und Nachdruck; ihre Worte drangen schneidend in das Innerste meines Herzens. Tief beschämt stand ich vor ihr, und getraute mich nicht, meine Augen den ihrigen begegnen zu lassen. Denn ich fühlte meine Schuld, und sah ein, daß Marianne recht habe.

Ja sie hatte leider nur zu wahr gesprochen, weil sie mich besser kannte, als ich selbst; was sie schon vorausgesehen, das ging eher, als in vier Wochen, in Erfüllung.

Am nächsten Sonnabende steuerte ich denn so ziemlich bereitwillig meine zwölf Kreuzer. Das andere Mal geschah es schon mit weniger Bereitwilligkeit, und das dritte Mal mit Unwillen. Ich bereuete meinen übereilten Entschluß; weil ich dabei hätte ein Opfer bringen müssen, das mein Leichtsinn und meine Leidenschaftlichkeit nicht berechnet hatte. Dies war Mariannens Scharfblick nicht entgangen, und sie setzte meine Einlage, zu meiner Freude, wieder auf die anfänglich bestimmten sechs Kreuzer herab. Bald aber war auch dieses kleine Opfer mir zuwider; denn mein Leichtsinn hatte mich in böse Gesellschaften geführt, wo mich das Laster wieder auf's Neue umstrickte. Es war mit mir schon so weit gekommen, daß ich einige Sonnabende nacheinander gar nichts mehr in die Sparkasse eingelegt hatte. Und Marianne hatte mich

dazu nicht aufgefodert; sie selbst aber ihre Einlagen immer gleich fortgesetzt. Ich mußte aber wahrnehmen, wie sie von Tag zu Tag düsterer, einsilbiger und gegen mich immer zurückhaltender wurde. So leichtsinnig ich auch noch immer gewesen, so nahm ich dies dennoch nicht gleichgültig auf; sondern Mariannens Traurigkeit und Zurückhaltung schmerzten mich. Denn ich hatte Marianne immer noch lieb. Ich machte gute Vorsätze, wollte mich bessern, begann die Einlage in die Sparkasse wieder. Allein ich fiel bald wieder in die nämlichen alten Fehler zurück; weil ich die alten bösen Gesellschaften nicht floh.

An einem Sonntage Nachmittags überredeten mich meine Gesellschafter, mit ihnen eine Kegelbahn zu besuchen. Es war mir da, als vernähme ich Mariannens Stimme, die mir freundlich zurief: „Moritz, bleib';" und in meiner Brust wiedertönte es: „bleib', bleib'!" Aber ach, mein strafbarer Leichtsinn und die Verführungskunst meiner Gesellschafter übertäubten die Stimme, und — ich ging.

Anfänglich schien mir das Spielglück günstig zu sein; denn ich gewann, und wurde immer eifriger und hitziger. Bald aber kehrte mir das Glück den Rücken, und ich kam so in Verlust, daß ich nach einem zweistündigen Kegelspiele schon drei Gulden über all' mein Taschengeld verloren hatte. Einer meiner Verführer, die mich augenscheinlich um mein Geld betrogen, hatte mir die verlorne Summe vorgestreckt. Er wollte nun bezahlt sein. Aber ich hatte augenblicklich keinen Heller. Er drohte mir mit Verklagen, wenn ich ihn binnen drei Tagen nicht bezahle. Ich

wußte mir weder zu rathen, noch zu helfen. Von der Herrschaft wagte ich nichts zu fodern, weil ich an meinem Dienstlohn sodann schon Vieles voraus empfangen hatte. In meiner Angst offenbarte ich mein Unglück der guten Marianne, obwohl sie es schon gewußt, und bat sie, mir die Summe aus der Sparkasse vorzustrecken, damit ich meine Schuld bezahlen könnte.

Kläglich und wehmuthsvoll ruheten Mariannens Blicke lange auf mir; endlich traten Thränen in ihre Augen, und sie entfernte sich, kam aber nach wenigen Augenblicken mit der Sparkasse zurück.

„Da, Moritz, ist die ganze Kasse," sprach sie in einem Tone, der mir durch die Seele drang; „nimm daraus, was dir gehört; denn wir brauchen die Kasse fürder nicht mehr. Ach, mit uns ist es aus! Es war Alles nur ein angenehmer Traum. Nimm das Deine! denn von heute an sind wir frei." Sie wollte sich entfernen, aber ich hielt sie zurück, und bat sie unter Thränen, mir nur noch diesmal zu verzeihen. Sie verzieh mir; gab mir aber dennoch meinen Antheil aus der Sparkasse zurück. Allein ich rührte nichts davon an, und entfernte mich unter Thränen und Schmerz.

Als ich nach einer Stunde in mein Zimmer trat, erblickte ich ein kleines Paket auf dem Tischchen; es war mein Antheil aus der Sparkasse nebst einem schriftlichen Abschied. Nein, dies war zu viel für mich; es war mir in diesem Augenblicke, als hätte sich ein schwerer Stein auf mein Herz gewälzt, der es zu erdrücken drohete.

„Ach, großer Gott!" rief ich im höchsten Schmerzgefühle aus; „also so weit ist es schon mit mir gekommen!

Marianne für mich verloren?! Nein, nein! diesen Schmerz ertrage ich nicht. Was soll nun ohne Marianne aus mir werden? O, ich bin der unglücklichste Mensch auf Erden! In dies Elend habe ich Leichtsinniger mich selbst gestürzt.“ Zitternd an allen Gliedern sank ich auf die Kniee nieder, und mein gebeugtes Herz wendete sich reuevoll an den barmherzigen Gott, um Hülfe und Rettung aus dieser Noth. Ein Thränenstrom entstürzte meinen Augen, und ich gelobte Bekehrung und Besserung. Alle Spiele und bösen Gesellschaften verwünschend faßte ich die besten Vorsätze. Ach, diesmal war es mir das Erstemal recht Ernst, das fühlte ich; denn es wurde mir nach dem reuevollen Gebete etwas wohler um's Herz, und die Hoffnung keimte wieder neu in meiner Brust auf. Ich legte mich zu Bette, brachte aber fast die ganze Nacht peinlich und schlaflos zu. Am Morgen ging ich, traurig und niedergeschlagen, zu meinem Hausherrn. Er schien schon Alles zu wissen. Ich machte ihm aber dennoch ein offenes und aufrichtiges Geständniß von meinen Verirrungen. Meine Offenherzigkeit und Reue gefielen ihm. Er sprach aber dennoch sehr ernst mit mir, und entließ mich mit den tröstlichen Worten: „Moritz! bleibe deinen guten Vorsätzen diesmal getreu; und wirst du ein besserer Mensch, dann darfst du für dein künftiges Glück auch wieder neue Hoffnung hegen.“

„Diese tröstlichen Worte erhoben mich wieder; denn sie schienen zuerst aus dem Munde der gutherzigen Marianne gekommen zu sein. Es war auch so, wie ich ahnete. Die gute Marianne hatte noch nicht aufgehört, mich zu lieben. Sie wollte mich nicht so

schnell verstoßen, nur bessern. Und diesmal, wie du, lieber Gottfried, bald lesen wirst, war es ihr mit Gottes Gnade vollkommen gelungen." —

„Sieh', mein lieber Sohn, dies offenherzige Geständniß meiner jugendlichen Verirrungen habe ich nur zu Gottes und Mariannens Ehre, und dir zur Warnung gemacht. Du sollst daraus die Lehre entnehmen, daß der Leichtsinn in der Jugend nicht gleichgültig, sondern die Quelle vieler strafbaren Verirrungen sei, und endlich in Jammer und Elend ende. Ach, mein Sohn, nimm dich dein Lebenlang, vorzüglich in deiner Jugend, vor drei Dingen in Acht! Das erste ist der Müßigang; denn er ist aller Laster Anfang; das zweite sind die bösen Gesellschaften; denn sie verderben gute Sitten; und das dritte ist die Verschwendung; denn sie bringt Noth, Schande und Elend." —

„Ich wählte den frommen Prior des Benediktinerklosters — ebendenselben, der schon über 50 Jahre mein Freund und Gönner ist — zu meinem Gewissensrathe. Ich schloß ihm mein ganzes Herz auf, und der edle Mann hat mich liebreich und theilnahmsvoll wieder aufgerichtet. Seine Worte und die Lehren der göttlichen Religion waren heilender Balsam für mein wundes Herz; insbesondere aber für meine kranke Seele. Sie begann aber unter der Leitung dieses frommen Mannes allmählig zu genesen. Ich ging öfters, als früher, zur hl. Beicht und zum Tische des Herrn, und in meinem Innern ging eine wundersame Umänderung vor. Ach, wie andächtig und herzlich konnte ich jetzt beten; wie eckelten mich alle muth-

willigen Gesellschaften, Spiel= und Trinkgelage an; und welche neue Freude empfand ich an Arbeiten und an stillen, unschuldigen Freuden! Wie gewaltig zogen mich Mariannens Tugenden an; und wie trieb mich ein besserer Geist zur Nachahmnng! O, ich fühlte gar wohl, daß es jetzt besser mit mir stehe, als früher. Ich habe im Verborgenen oft aus Freude darüber geweint. Aber ich war nun auch bedachtsamer, ernster und vorsichtiger geworden. Ich traute Niemanden weniger, als meinem Herzen; weil ich wohl wußte, daß es immer noch schwach sei. Daher floh ich, wie eine giftige Schlange, alle bösen Gesellschaften. Und bei Trink= und Spielgelagen sah man mich nie wieder. Meine frühern Gesellschafter spotteten zwar meiner; aber darauf achtete ich wenig. Ich hatte nun andere Freuden kennen gelernt, die reiner und edler waren, und die meine gegenwärtigen Entbehrungen und Entsagungen überreichlich lohneten."

„Glaube mir, mein lieber Sohn, daß die Wahrnehmung, wie ich täglich besser wurde, täglich mehr in Mariannens Achtung zunahm, und die Summe in unserer Sparkasse von Tag zu Tag höher stieg, meinem Herzen die schönste und süßeste Freude war. Denn ich war nun mit Gotteshülfe ein ganz anderer Mensch geworden. Ich setzte die wöchentliche Einlage mit zwölf Kreuzern ununterbrochen und stets mit gleicher freudiger Bereitwilligkeit fort. Ja ich that noch mehr. Ich hatte nämlich als Hirtenknabe auf der Waide von einem größeren Knaben allerlei Körbe aus Weiden flechten gelernt. Ich fing nun an, in den Feierabendstunden kleinere und größere Körbe zu flechten, wobei

mir auch die vortreffliche Marianne fleißig und geschickt an die Hände ging. Wir saßen oft noch um Mitternacht bei der Arbeit, und vertrieben uns die Schläfrigkeit, die uns oft auch anwandeln wollte, bald mit Gesang, bald mit Erzählungen und Gesprächen. Und die Wahrnehmung, wie unsere Sparkasse mit jeder Woche reicher wurde, spornte uns am meisten zum Fleiß und zur Ausdauer bei der Arbeit an. Denn jeden Sonnabend mußte Marianne in Geschäften für unsre Herrschaft in die Stadt, und bei dieser Gelegenheit nahm sie jedesmal unsere verfertigten Körbe mit, wofür sie allemal eine beträchtiiche Summe erlösete. Dieser Erlös kam jedesmal rein in die Sparkasse."

„Denke dir, lieber Gottfried, unsre Freude, als unser Ersparniß nach einer Zeit von drei Jahren schon bei 500 fl. betrug. Es dürfte dir vielleicht unwahrscheinlich scheinen; wenn du aber beständiger Zeuge unsrer nächtlichen Arbeiten, täglichen Entbehrungen und Entsagungen gewesen wärest, so würdest du es ganz natürlich finden. O, wie liebreich theilte unsre gute Herrschaft unsre Freude; wie betrieb sie jetzt selbst unsre eheliche Verbindung, der nun kein Hinderniß mehr im Wege stand! Auf ihren Rath kauften wir dies Häuschen mit einigen Aeckern und Wiesen an, das gerade um jene Zeit feil gewesen. Der Kaufpreis betrug 1000 fl. Die Hälfte bezahlten wir sogleich baar, und die andere Hälfte konnten wir in drei unverzinslichen Jahresterminen nachbezahlen."

„Nach unsrer Hochzeit bezogen wir Glücklichen dies stille Thälchen, bauten fleißig unser Gütchen, flochten in den Feierabendstunden immer noch Körbe, Gott

segnete unsern Fleiß, und — denke dir, Gottfried, unsre Freude — nach drei Jahren waren wir schon ganz schuldenfrei."

„Nun hätten wir bequemer leben können; allein wir waren bei gesunden Gliedern und frohem Muthe an die Arbeit und kluge Sparsamkeit gewöhnt, und setzten daher unsre frühere Lebensweise fort. Wir litten deshalb keine Noth, vergaßen auch der Armen nicht; waren aber bei unsrer arbeitsamen und einfachen Lebensweise glücklicher, als alle die Müßiggänger, die im Ueberflusse schwelgend aus Langweile gähnen, und mit sich und der ganzen Welt unzufrieden sind."

„An die Stelle der Sparkasse ließen wir ein Kästchen machen — eben dasselbe, vor dem du, lieber Gottfried, jetzt stehst — setzten unsre wöchentlichen Einlagen, die jetzt größer sein konnten, noch immer fort, und nannten es das Sparkästchen."

„Wie oft unser Sparkästchen den Armen in Florheim aus der Noth geholfen — da wir, Gottlob! nie wieder in Noth gerathen waren, das gehört nicht hieher; genug daß Gott, der in's Verborgene sieht, es weiß. Und wie viel noch im Kästchen für dich übrig blieb, kannst du selbst zählen. Du wirst 150 Dukaten, 50 einfache und 30 doppelte Karolins—in Summa 2035 fl.—darin finden."

„Du staunest, lieber Gottfried, über eine so große Summe! Aber wisse, daß es ein Ersparniß von bereits 50 Jahren ist. Nicht wahr? solchen Fund hättest du in dem wurmstichigen Kleiderkasten nicht erwartet. Sieh', mein Sohn, so trügt nicht selten der Schein. Ebenso schlägt unter manchem unansehnlichen Gewande ein biederes Herz, das Viele darunter

weder vermuthen, noch suchen; das aber noch mehr werth ist, als alles Gold in der Welt."

„Bevor dich Gott in unser Haus geführt, sind wir gesinnt gewesen, unsre Hinterlassenschaft dem Armenfond zu Florheim zu vermachen. Allein Gott, dessen Wege unerforschlich, aber stets gut und weise sind, hat uns einen lieben, braven Sohn geschenkt, und dies hat der Sache eine ganz andere Wendung gegeben. Wir sterben mit dem Troste, daß wir hierin Gottes Willen erfüllt, und unsre Hinterlassenschaft in gute Hände niedergelegt haben. Darüber, wie du sie verwenden, und welchen Stand du wählen sollst, wollen wir dir keine Vorschrift geben; weil du unser volles Zutrauen besitzest, und es zu besitzen gar wohl verdienst. Doch aber, mein Sohn, bist du noch sehr jung, und magst wohl hie und da eines wohlmeinenden Freundes und weisen Rathgebers bedürfen. Wenn du einmal in diesen Fall kommen solltest, so kannst du diesen Freund und Rathgeber finden im frommen und weisen Prior des Benediktinerklosters. Möge ihn nur der liebe Gott noch recht lange leben lassen! Nun denn, lieber Gottfried, ist das ganze Geheimniß dir geoffenbart; benütze daraus, was deinem Heile noth thut. Empfange noch Einmal unsern älterlichen Segen, und bete für unsre abgeschiedenen Seelen. Mein theurer Sohn, leb' wohl! werde recht glücklich, und vergiß nie

Geschrieben im Benediktinerkloster von Florheim
am Tage des heil. Benediktus 1765.

deine dich ewigliebenden Pflegeältern
Moritz und Marianne.

Sechstes Kapitel.

Die bisherigen Ereignisse in Bürgendorf.

Nun wollen wir nur auf kurze Zeit das stille Florheimer-Thälchen verlassen, und uns mit Gedankens Schnelle nach Bürgendorf begeben, um zu erfahren, was sich Merkwürdiges daselbst ereignet hat. Wir müssen uns daher bei unsrer Erkundigung um acht Jahre zurückversetzen; nämlich in jene Zeit, wo Gottfried als eine arme Waise Bürgendorf verlassen, um mit dem Empfehlungsschreiben des würdigen Pfarrers nach Isenbach zu reisen.

Als Oswald, Gottfrieds Onkel, von der Begleitung seines geliebten Neffen zurückgekommen war, kamen ihm seine Kinder weinend unter der Hausthüre entgegen, und beklagten sich gar sehr, daß man sie nicht geweckt habe, damit sie den lieben Gottfried auch begleiten, ihn noch Einmal sehen und Abschied von ihm hätten nehmen können. So sehr ihn die Liebe seiner Kinder zu Gottfried freute, so war er doch noch zu tief bewegt, als daß er alle ihre Fragen sogleich hätte beantworten können. Schweigend und mit thränenvollen Augen trat er in die Stube, und setzte sich auf einen Lehnstuhl nieder. Seine drei Kinder — zwei Knaben und ein Mädchen — umrangen ihn, ihre Fragen wiederholend:

„Hat unser lieber Gottfried recht geweint, als er das Haus verließ? Was hat er noch gesprochen, und läßt er uns nicht noch Einmal grüßen? Bis wohin habt Ihr ihn begleitet? Er hat gewiß recht geweint, als Ihr Abschied von ihm nahmet? Wird er uns bald schreiben, wenn er in Isenbach angekommen ist? und wann wird er uns wieder besuchen?"

Da der gute Vater die Fragen der Kinder nicht ganz befriedigend beantworten konnte, so begannen die Kinder auf's Neue zu weinen. Sie wollten anfänglich über Gottfried ungehalten sein; aber des Vaters Versicherung, daß Gottfried beim Abschied ihrer noch brüderlich gedacht und sie wiederholt hätte grüßen lassen, söhnte ihre kindlichen Herzen sogleich wieder mit ihm aus. Den ganzen Tag dachten die guten Kinder nur an Gottfried, und sprachen nur von ihm. Wohl zehn Mal fragten bald die Knaben, bald das Mädchen den Vater, wo jetzt wohl Gottfried schon sein könne. Georg, der ältere Knabe, wollte eine Schönschrift schreiben; aber es wollte ihm diesmal kein Buchstabe recht gerathen. Wohl sechs Mal fieng er die Schrift von vornen an, und endlich warf er weinend die Feder aus der Hand.

„Ach, wäre Gottfried noch da!" sprach der Knabe unter Thränen; „dann wäre mir die erste Schrift schon gelungen. Er hätte mir die Feder frisch geschnitten und bei den schweren Buchstaben die Hand geführt. Wer wird mir nun dies in der Folge thun? O, Gottfried, lieber Gottfried! du hättest bei uns bleiben sollen."

Nachmittags kam der kleine Joseph weinend in

die Stube, und bat den Vater, ihm das zerbrochene Wägelchen wieder zu machen. Der Vater machte ihm aber begreiflich, daß es heute, vielleicht auch morgen nicht geschehen könne, weil er noch bestellte Arbeiten vollenden müsse. Er ging zur Mutter; aber auch diese wies ihn ab. Da sprach der Knabe wehmuthsvoll und kläglich: „ach wäre nur der gute, liebe Gottfried da, und mein Wägelchen wäre bald wieder gemacht! Da Gottfried nicht mehr hier ist, bekomme ich gewiß keine Spielsachen mehr."

Auf den Abend kam die kleine Gertrud mit rothgeweinten Augen aus dem Gärtchen in die Stube, und erzählte jammernd, daß des Nachbars Gänse alle die schönen Blumen, die ihr Gottfried gepflanzet, rein abgefressen hätten. „Ach!" seufzte das Mädchen, „wäre nur Gottfried noch hier, dann wäre mein Blumenbeet bald wieder hergestellt, und in kurzer Zeit ständen wieder frische Blümchen darin! Für lange Zeit, bis ich das Blumenbeet selbst bestellen kann, ist diese meine schönste Freude dahin. Ach, Gottfried, lieber Gottfried! kämest du doch wieder!" —

Diese unschuldigen Klagen der guten Kinder waren Dolchstiche für das harte Herz der Mutter, und Balsam auf das wunde Herz des Vaters. Denn sein Gewissen machte ihm dabei keine Vorwürfe, und die Wahrnehmung, wie innig seine Kinder Gottfried liebten, war ihm ein neuer Beweis, wie gut Gottfried und seine Kinder seien.

Doch lag für das schuldbewußte Herz der Mutter der größte Vorwurf in den unschuldigen Bemerkungen, welche die Kinder an diesem Tage bei Tische machten,

als zu Mittag und zu Nacht gespeiset wurde. Als Alle gesättiget waren, blieb von den Speisen noch so viel übrig, womit sich eine Person noch hätte sättigen können.

„Dies ist Gottfrieds Antheil," versetzte die kleine Gertrud, und eine Thräne perlte in ihrem Auge.

„Wo wird jetzt Gottfried essen?" fragte Georg. „Ach, wenn er nur jetzt hätte, was wir übrig ließen!"

„Warum ist er nicht lieber bei uns geblieben?" fügte der kleine Joseph bei. „Es schmeckt mir besser, wenn Gottfried mitißt."

Solches und Aehnliches sprachen noch die guten Kinder vom lieben Gottfried, ohne im Mindesten zu ahnen, wie schwer ihre unschuldigen Reden der Mutter auf's Gewissen fielen. Der gute Vater war bis zu Thränen gerührt, und die Mutter erhob sich beschämt von ihrem Sitze, und begab sich in die Küche, wo sie wahrscheinlich ruhiger die Reden der Kinder in ihrem Herzen erwog.

In den sechs ersten Tagen nach Gottfrieds Abreise träumten die guten Kinder wachend und schlafend nur von ihrem Liebling. Aber ach! nur zu bald wurden sie aus ihrem süßen Traume aufgeschreckt. Eines Tages wurde Oswald zum Herrn Pfarrer berufen, von dem er todtenblaß und mit rothgeweinten Augen bald wieder zurückkehrte. Die Kinder spielten froh und friedlich vor dem Hause, als sich der betrübte Vater ihnen nahete.

„Ach, lieber Vater! was ist Euch geschehen?" fragte Gertrud ängstlich, und eilte mit den beiden Geschwistern auf ihn zu. „Ihr habt geweint — seid

traurig. Wer hat Euch was Leids gethan?" riefen die Kinder einstimmig, und Thränen traten ihnen in die Augen. Seufzend schloß der Vater seine Kinder in die Arme, und drückte in heftiger Bewegung Eines nach dem Andern an seine beklommene Brust. Schweigend trat der Vater in das Haus und in die Stube, und die Kinder folgten jammernd ihm nach.

„Ach, Gottfried, Gottfried! du, du?" . . . . rief Oswald seufzend, indem er sich auf einen Stuhl niederließ. Weiter konnte er aus Beklommenheit nicht sprechen.

Gertrud. Ach lieber Vater! ist denn Gottfried ein Unglück widerfahren?

Georg. Ist er etwa krank?

Joseph. Oder schon todt?

„Ach, wäre es nur dies, liebe Kinder!" versetzte der Vater; „dann könnte ich mich leichter fassen und fügen. Hätte Gottfried ein Bein gebrochen, dann könnte es ihm wieder eingerichtet und geheilt werden. Wäre er krank, so könnte er wieder genesen, oder wäre er wohl gar schon todt, dann wüßten wir seine Seele in Gottes Hand — im Himmel. Aber, liebe Kinder, gute Kinder! das Unglück, in welches Gottfried gekommen sein soll, ist größer, als alle die Unglücksfälle, die ich so eben genant — ist das größte in der Welt. Es preßt mir die Brust zusammen, da ich es euch nennen will. Aber nein, nein! es kann nicht sein; es ist eine Verläumdung — der gute, fromme Gottfried kann unmöglich sobald ein Dieb geworden sein." —

„Gottfried ein Dieb!?" — riefen die Kinder

mit Entsetzen aus. „Unser liebster, bester Gottfried ein Dieb!?“ versetzte Gertrud. „O, wer diese Lüge zuerst ausstreute, ist ein böser, gottloser Mensch. Grämet euch deshalb nicht, lieber Vater; denn unser Gottfried wird in seinem Leben nie ein Dieb.“ — „Gottfried ist kein Dieb!“ riefen auch die beiden Knaben; „es ist eine Lüge, eine Verläumdung!“

„Dies ist auch mein Glaube, liebe Kinder!“ erwiederte der Vater; „aber der Schein spricht zu sehr gegen Gottfried. Die schreckliche Nachricht kommt aus einer solchen Quelle, daß man sie nicht so leicht für eine Lüge und Verläumdung erklären kann. Heute empfing unser Herr Pfarrer aus Isenbach einen Brief. In der Meinung, er wäre von Gottfried, erbrach er ihn mit freudiger Erwartung. Aber wie erschrack, wie erblaßte er, als er die fürchterliche Nachricht seines Freundes las, daß Gottfried nach einem vierzehntägigen Aufenthalte mit einem Raub von 200 Thalern aus seinem Hause entflohen sei!

Dem guten Herrn Pfarrer war es bei dieser schrecklichen Nachricht nicht anders zu Muthe, als hätte ihn plötzlich ein Schlag berührt; der Brief entfiel seiner zitternden Hand. Und denket euch, Kinder, wie es mir zu Muthe geworden, als der Herr Pfarrer mir den Schreckensbrief vorlas. Es schwindelte mir Alles vor den Augen, und ich mußte mich auf den nächsten Sessel niederlassen, sonst wäre ich vor Schrecken in die Kniee zusammengesunken. Ich wollte und konnte der Nachricht nicht glauben; und ebenso auch der Herr Pfarrer nicht. Aber der Freund, von dem der Brief geschrieben, ist ein Ehrenmann, dem

man auf's Wort glauben darf. Wir wußten nicht, was wir davon denken sollten; der Verstand blieb mir stille stehen.

Als ich aus tiefem Schmerzgefühle ausrief: „Nein, nein! mein Gottfried kann unmöglich sobald ein Dieb geworden sein;" so gab mir der gute Herr Pfarrer Beifall und meinte, es müsse hier ein Irrthum obwalten. Er wolle aber in den nächsten Tagen nach Isenbach reisen, und die Sache selbst untersuchen. Seht, liebe Kinder, diese tröstlichen Worte des vortrefflichen Seelsorgers haben mich wieder etwas, aber nur halb getröstet."

So erzählte der Vater, und die Kinder, die felsenfest an Gottfrieds Unschuld glaubten, freueten sich gar innig, daß nicht nur der Vater, sondern auch der Herr Pfarrer den lieben Gottfried für unschuldig halte. Diese Freude wurde aber den guten Kindern sogleich wieder getrübt, als die Mutter in die Stube trat. Denn sie allein glaubte der Nachricht, und stieß harte Reden über Gottfried aus. Aus kindlicher Ehrfurcht widersprachen die Kinder der Mutter nicht, sondern gingen hinaus und weinten bitterlich.

Der würdige Pfarrer war wirklich schon nach wenigen Tagen nach Isenbach gereist, aber mit der beruhigenden Nachricht bald wieder zurückgekehrt, daß zwar der Schein wider Gottfried, aber er der Dieb nicht sei.

Der Ueberbringer des Briefes sei nach der Beschreibung ein ganz anderer Knabe, der sich schon in den ersten Tagen sehr verdächtig gemacht habe. Diesen Verdacht habe der Widerspruch in seinen Antworten

auf die Erkundigungen von Bürgendorf sehr vermehrt. Und zudem sei der Brief beim Uebergeben schon erbrochen gewesen. Mit Einem Wort, es spreche mehr für Gottfrieds Unschuld, als wider sie.

So sehr diese Nachricht den guten Oswald und seine Kinder auch freute, so würde diese ihre Freude doch wieder durch die Ungewißheit über Gottfrieds Schicksal sehr getrübt.

„Was ist aber aus dem armen Gottfried geworden? wo ist er hingekommen? und wie kam der Brief in die Hände des jungen Bösewichts, der fälschlich den Gottfried gespielt, und ihn so um Ehre und guten Namen — ja wohl gar noch um's Leben gebracht haben mag?" Diese und ähnliche Fragen drängten sich ihnen unwillkührlich auf; aber Niemand konnte sie ihnen beantworten. Sie hofften von Tag zu Tag, und von Woche zu Woche auf Nachrichten von Gottfried, aber es reiheten sich Woche an Woche, Monat an Monat, und endlich Jahr an Jahr, und zu Bürgendorf war von Gottfried noch Nichts weiter bekannt geworden, als daß er zu Isenbach gestohlen haben und entflohen seyn soll. Manche bösen Zungen, deren es leider in jeder Gemeinde in größerer oder geringerer Zahl giebt, wollten zwar noch mehr wissen, und verbreiteten mit dem tödtenden Gifte der schwarzen Verläumdung allenthalben das Gerücht: Gottfried sei jetzt unter einer Räuberbande und könne mit der Zeit noch Räuberhauptmann werden. Wie sehr dies liebelose Gerücht Jene, die an Gottfrieds Unschuld noch immer gleich fest glaubten, kränken und schmerzen mußte, läßt sich denken. Hundertmal trat Oswald da und

dort als Gottfrieds Vertheidiger auf; und wenn dennoch Manche dem falschen Gerüchte mehr glaubten, als seiner Vertheidigung, so verließ er traurig die Gesellschaft, und sprach unterwegs wiederholt bei sich: „Nein, der Dieb von Isenbach ist mein Gottfried nicht!" Der Pfarrer und Oswald hielten täglich mehr ihre Vermuthung für Wahrheit, daß nämlich Gottfried an einem verborgenen Orte ermordet worden sein müsse. Oswalds Kinder aber, deren jugendliches Herz mehr für die freundliche Hoffnung, als für düstere Furcht, empfänglich war, wähnten den geliebten Gottfried noch immer am Leben, und hofften, ihn einmal wieder zu sehen. Diese Hoffnung hegte ganz besonders die kleine Gertrud, die an den Tod ihres Lieblings und Jugendgespiels durchaus nicht glauben konnte.

Seit Gottfrieds Entfernung aus Oswalds Hause schien auch der Segen Gottes daraus gewichen zu sein; denn über dasselbe kam ein Unglück um das andere. Etliche Mal herrschte in Oswalds Ställen die Viehseuche, die ihm in einer Zeit von wenigen Jahren zwei Kühe und drei Schweine dahingerafft hatte. Dies mehrte des braven Oswalds Schuldenstand. Er hoffte zwar durch größeren Fleiß und Verdienst bald wieder schuldenfrei zu werden. Allein auch diese Hoffnung schlug fehl. Es kamen zwei junge Bürgerssöhne aus der Fremde zurück, und ließen sich als geschickte Schuster in Bürgendorf nieder. Sie vereinigten sich mit dem liebelosen Entschlusse, dem Schuster Oswald allmählig alle Kundschaften abtrünnig zu machen. Es war ihnen auf verschiedenen Schleichwegen bald gelungen. Nun kam Noth und Armuth in Oswalds

Haus, welcher zwar die noch wenig Treuen, unter denen auch der würdige Pfarrer war, noch immer steuerten.

Schwer trafen den guten Oswald die harten Schläge des Schicksals; doch er wußte sich mit männlicher Gelassenheit und christlicher Geduld darein zu fügen, weil er sie für göttliche Prüfungen hielt, die, wenn auch schmerzlich, doch immer weise, gut und heilsam sind. Ach, wäre es doch nur bei diesen geblieben! aber auf diese schweren Schläge folgten noch schwerere.

In Bürgendorf wurde unter den Kindern das Scharlachfieber herrschend. Es verschonte fast kein Haus, und Knaben und Mädchen bis in's vierzehnte Jahr und noch darüber wurden davon angesteckt. Es starben fast täglich Kinder daran. Auch Oswalds drei Kinder schwebten in Todesgefahr. Georg und Gertrud waren wieder genesen, aber Joseph, der Liebling der Eltern und Geschwister, gestorben. Groß war der Schmerz der Eltern, und lange bejammerten und beweinten Georg und Gertrud den vielgeliebten Bruder.

Nun schien das Schicksal dem braven Oswald wieder günstiger zu werden; denn etliche Jahre blieb sein Haus von Unglücksfällen verschont, und eine Kundschaft um die andere kehrte wieder zum ehrlichen Schuster Oswald zurück. Noth und Armuth schwanden allmählig, und Georg — nun ein blühender Jüngling — unterstützte den Vater beim Handwerk, während Gertrud der Mutter bei Besorgung des Hauswesens geschickt und fleißig an die Hände ging. Es ging Alles wieder in bester Ordnung, und stille häusliche Freuden lohnten täglich die brave Familie für Fleiß und Mühe.

Auch Oswalds Gattin, auf deren Gemüth die bisherigen Prüfungen Gottes sehr heilsam gewirkt, war ganz wie umgewandelt. Und dies mehrte die Freude und den Frieden in Oswalds Haus. Ach, wäre es doch nur immer so geblieben!

Es war um dieselbe Zeit, wo Gottfried der einzige Erbe seiner vermöglichen Pflegeeltern geworden, daß Oswald mit Einem Schlag an den Bettelstab kam. Mitten in der Nacht, da Alles im tiefen Schlummer lag, brach in Oswalds Hause Feuer aus. Das Häuschen loderte schon in lichthellen Flammen, als Oswald zuerst erwachte. Sein Schrecken ist nicht zu schildern. Das Erste, was er that, war, Gattin und Kinder zu wecken und dem Tode zu entreißen. Es gelang ihm. Die Leute eilten herbei, um zu löschen; aber es war zu spät. Oswald und Kinder sahen nach der Mutter um, und vermißten sie. Ein junger Mensch, der gerade aus den Flammen sprang, berichtete, daß Oswalds Gattin, in das Haus zurückgegangen, wahrscheinlich um Etwas zu retten, und bis jetzt noch nicht zurückgekommen sei.

Kaum hatte Georg vernommen, in welcher Gefahr seine Mutter schwebe; so drängte er sich durch die Menge; man wollte ihn zurückhalten, ihm Vorstellungen machen; aber er hörte Nichts, als das Hilfeschreien der Mutter; sah nur sie, wie sie schon mit dem Tode rang. Muthig, wie ein Krieger, der den Tod nicht fürchtend in die blutige Schlacht sich stürzt, ebenso stürzte sich Georg durch die hellodernden Flammen in das Haus. Alles zitterte in Angst und banger Erwartung; Alles bewunderte den heldenmüthigen

Jüngling, und Alles lobte den hochherzigen Sohn, und flehte im Stillen um einen glücklichen Ausgang.

Stärker prasselte das Feuer, heller loderten die Flammen, und mit einem furchtbaren Krachen stürzte das Häuschen in sich zusammen.

„Ach Gott, die Unglücklichen!“ schrie mit Entsetzen die Menge. „Die Mutter! der Jüngling! — sie sind verloren!“

„Großer Gott! — meine Gattin! — mein Sohn!“ — schrie Oswald, und stürzte ohnmächtig zu Boden.

„Meine Mutter! — mein Georg!“ schrie in demselben Augenblicke Gertrud, und sank neben dem Vater ohnmächtig nieder.

Das Feuer brannte schwächer, die Flammen erloschen, und das Häuschen war in einen glimmenden Schutthaufen umgewandelt. Nur mit vieler Mühe zog man die verbrannten Leichen aus der glühenden Asche. Sie waren aber noch kennbar, und der vortreffliche Jüngling, der edle Sohn, hielt die Mutter im Tode noch mit beiden Armen fest umklammert. Alles weinte bei diesem Anblick; Alles bejammerte und beklagte die Unglücklichen; insbesondere den edlen Georg, der ein seltenes Opfer seiner kindlichen Liebe geworden.

Den namenlosen Schmerz und grenzenlosen Jammer des unglücklichen Vaters und seiner armen Tochter kann meine Feder nicht schildern. Sie waren ein Gegenstand des Mitleids und der Theilnahme Aller, nicht nur in Bürgendorf, sondern auch in der ganzen Umgegend. Bei der Beerdigung der Leichname flossen unzählbare Thränen. Selbst Oswalds Feinden wurden

die Augen naß, und weich das Herz. Der würdige Pfarrer hielt an der Gruft eine sehr rührende und erbauliche Leichenrede. Aber oft hatten eigene Thränen seine Rede unterbrochen.

Siebentes Kapitel.

Gottfrieds Abreise.

Um die nämliche Zeit, als Oswald und Gertrud in namenlosem Schmerze um die theuren Verblichenen tausend heiße Thränen vergoßen, beweinte auch Gottfried den Verlust seiner geliebten Pflegeeltern. Sein Schmerz war aufrichtig und groß; gut für sein Herz, daß er von der Trauer, dem Jammer und Elend seiner Theuren in Bürgendorf Nichts wußte, nicht einmal ahnete; es würde ihm vor Schmerz gebrochen sein.

Das seltsame Vermächtniß hatte in Gottfrieds Brust erhabene Gefühle und edle Entschlüsse erregt. Unter Dankes-Thränen legte er das Papier zusammen, um es im Sparkästchen sorgsam aufzubewahren. Nicht das viele Gold, sondern die Tugenden und edle Gesinnung seiner unvergeßlichen Wohlthäter hatten ihn zu Thränen gerührt. Begeistert rief er aus: „Edle, vortreffliche Menschen! lohne es euch Gott, der ewige Vergelter! Von nun an soll es mein eifrigstes Bestreben sein, euch in jeder Tugend nachzufolgen und eurer Liebe und Wohlthaten würdiger zu werden. Gott möge mich erleuchten und stärken, daß ich eure

seligen, verklärten Geister, wenn sie mich umschweben, nie betrübe! Und möge euer wohlwollender Sinn auch der meinige werden, damit ich im Wohlthun und im Erfreuen Anderer stets meine größte Freude suche und finde!“

Er faßte nun den schnellen Entschluß, dem Armenfond zu Florheim sogleich 300 fl. zu vermachen, weil ihm, zwar ohne seine Schuld, ein größeres Vermächtniß entzogen worden. Auch beschenkte er die alte Katharina, die den verblichenen Wohlthätern während der Krankheit viel Gutes gethan, so reichlich, daß diese aus Ueberraschung Freudenthränen vergoß. Und den Armen zu Florheim gab er ein beträchtliches Allmosen. So glaubte der edle Jüngling im Sinne seiner Wohlthäter zu handeln.

Kein Tag verfloß, an dem er nicht die Grabeshügel der Verblichenen, und die Lieblingsplätzchen seines geliebten Pflegevaters besuchte. Das Theuerste unter allen war der am Fuße des Rebhügels hervorragende Fels, aus dem das silberhelle Bächlein entspringt, das die Wiesen des Florheimer-Thälchens reichlich bewässert.

Eines Abends saß Gottfried eben wieder auf diesem Felsen. In dem Augenblicke ging die Sonne unter. Glutroth leuchtete der Abendhimmel, und alle Gegenstände um ihn her waren von den Stralen der untergehenden Sonne vergoldet. Ein sanfter Zephir lispelte in den Blättern der Reben und Bäume, und leise murmelte die Quelle unter seinen Füßen. Allenthalben um ihn her herrschte eine Stille, die nur vom Schwirren schwärmender Käfer, Mücken und Schnacken unterbrochen wurde. Nur hie und da zwitscherte auf

diesem oder jenem Zweige ein Vögelchen, das umherflatternd eine Nachtherberge suchte. Gottfried blickte in das goldene Abendroth, und es ward ihm dabei so wohl und doch so weh um's Herz.

„Wie schön und herrlich sind doch Gottes Werke!“ rief er aus. „Die Trauben am Weinstock, wie die fruchtbeladenen Bäume; die buntbemalten Wiesen, wie die gesegneten Fluren; das goldene Abendroth, wie der Sternenhimmel, verkünden Gottes Herrlichkeit. O, wie oft haben mein seliger Pflegevater und ich hier auf diesem Felsen Gottes herrliche Natur bewundert, und seine Macht und Weisheit gepriesen! Mit welcher Wonne war allemal mein Herz erfüllt, wenn wir nebeneinander knieeten, und mit gefalteten Händen beteten, und ich in des frommen Greises Auge eine Thräne, wie eine Perle, glänzen sah! Ach, da floßen auch aus meinem Auge die Thränen der Wonne so sanft, und thaten meinem Herzen so wohl! Aber jetzt ist's nicht mehr so. Die Natur prangt zwar jetzt nicht minder schön, als damals; aber minder ist meine Freude, weil sie der liebe, fromme Greis nicht mehr mit mir genießt. Sein Abend war endlich auch gekommen, und er ging so schön, wie so eben die freundliche Sonne, zur ewigen Ruhe ein. O, verklärter Geist meines theuren Pflegevaters, blicke aus jenen himmlischen Gefilden auf deinen Gottfried herab, und verschmähe die Thränen nicht, die er deinem Angedenken weint!“

Da unterbrachen Thränen Gottfrieds Worte, und sein Geist schwang sich über die Räume des Irdischen hinaus, um sich in jene höhern Sphären zu versetzen,

wo nun die verklärten Geister seiner Eltern und Pflegeeltern weilend einer namenlosen Seligkeit genießen. Er war in diesen seligen Augenblicken wie todt für die Sinnenwelt, und sein Geist schien der Hülle entflohen zu sein.

Wie aus einem süßen Traume erwachend rief Gottfried aus: „Ach, ihr Seligen, wäre ich doch bei euch!“ Da erblickte er sein treues Hündchen auf seinem Schooße, wie es schmeichelnd mit den vordern Füßchen an seiner Brust hinaufklimmt, und ihm mit der reinen Zunge das Antlitz leckt, als wolle es ihm die Thränen aus den Augen küssen.

„Ach, du mein lieber, treuer Philo!“ sprach Gottfried gerührt; „du willst mich mit deinen Liebkosungen aus meinen Träumen erwecken, damit ich in dieser Welt, die doch auch schön ist, leben und nicht träumen soll.“ Da lohnte er das gute Thierchen mit Liebkosungen. Philo wedelte aus Freude, und tanzte in lustigen Sprüngen um seinen Herrn herum, und kehrte dann wieder auf dessen Schooß zurück.

„Wie glücklich ist doch das gute Thierchen,“ versetzte Gottfried, „daß ich seine Liebkosungen anerkenne und erwiedere! So hat doch der Schöpfer selbst den Thieren solche edle Triebe anerschaffen, die sie enger an die Menschen anschließen. Ja, mein lieber Philo liebt mich so treu, fast wie ein Freund den andern. Er scheint sogar meine Gedanken zu errathen. Bin ich traurig, so ist er's auch; bin ich aber fröhlich, so ist er es doppelt. Ja, komm', lieber Philo, du bist ein gutes, treues Thierchen; komm' und laß' dich streicheln; denn ich hab' dich auch lieb, recht lieb.“ —

„Wenn schon die Thiere so treu und dankbar sind, um wie viel mehr sollen es wir Menschen sein, da uns der Schöpfer nur zur Liebe geschaffen, und mit weit edlern Trieben begabt hat! Ja, die Bande der Liebe und Freundschaft sollen die bessern Menschen umschlingen und sie enger miteinander verknüpfen, damit sie einander wechselseitig erfreuen und beglücken, und so das wahre Glück genießen lernen, wozu der Schöpfer die Menschen geschaffen und bestimmt hat. So will ich mich denn aufmachen, will Menschen erfreuen und beglücken, und so dann selbst wieder glücklich werden. Ich will nach Bürgendorf reisen, wo ich einen armen, guten Onkel unterstützen, und seine Kinder, die mich wie einen Bruder liebten, erfreuen und vielleicht auch beglücken kann. Hat mir der Onkel auch früher gezürnt, so hat er doch gewiß nicht aufgehört, mich zu lieben. Auch der Herr Pfarrer wird mir nicht mehr zürnen, wenn er von mir erfahren wird, wie unschuldig ich an der ganzen Sache war. Ja ich will hin nach Bürgendorf, und meine lieben Anverwandten werden mich mit Liebe und Freude empfangen. Georg, Gertrud und Joseph werden nun auch, wie ich, ganz erwachsen sein; die Theuern werden mich, und ich sie nicht sogleich wieder erkennen. Ach, was wird das für eine Freude sein, wenn wir uns, wie früher, mit Geschwisterliebe umarmen, und einander Alles erzählen, was uns seit den acht Jahren begegnet ist!"

So sprach Gottfried bei sich selbst, und erhob sich heiterer von dem Felsen, auf den er sich so traurig niedergelassen hatte. Das Vorgefühl der künftigen

Freuden erhob seine Brust und erfüllte sein Herz mit Wonne. Der treue Philo schien Gottfrieds Frohsinn zu erkennen; denn er tanzte lustig, wedelnd und bellend um seinen Herrn herum.

Gottfried ergötzte sich an Philos lustigem Springen, und machte ihn noch lustiger, indem er sprach: „Ja, lieber Philo, wir verreisen — weit, weit; und Philo darf mit." Da hätte man die Freude des Hündchens, das Gottfrieds Worte verstanden, sehen sollen. Bald hüpfte es wedelnd und bellend an seinem Herrn hinauf; bald sprang es lustig voraus, und kehrte mit lustigen Sprüngen schnell wieder zurück.

Schon am folgenden Morgen begab sich Gottfried in's Kloster, um dem ehrwürdigen Prior seine vorhabende Reise zu offenbaren, vorerst aber seine Meinung und seinen Rath zu vernehmen. Der fromme Greis freuete sich innig über Gottfrieds Zutrauen, billigte sein Vorhaben und lobte sein Verlangen nach dem Wiedersehen seiner Anverwandten, Freunde und Wohlthäter. Auf seinen Rath hinterlegte Gottfried das Sparkästchen sammt dem Golde beim ehrwürdigen Prior, damit die gute Katharine, der er das ganze Hauswesen in seiner Abwesenheit anvertraute, wegen des Geldes weder in Angst sein, noch in Gefahr kommen sollte.

Nach wenigen Tagen reisete Gottfried ab. Schon beim ersten Frühroth ergriff er den Wanderstab, nahm von Katharine Abschied, versprach ihr baldige Rückkehr, und verließ mit seinem treuen Philo die stille Wohnung. Es war ihm so wundersam zu Muthe, als er das freundliche Thälchen hinabwandelte. Was

seine Brust so bewegte, war nicht reine Freude; sondern eine unerklärliche Ahnung mischte sie mit einem bangen, wehmutsvollen Gefühle. Es war ein lieblicher Morgen; die Natur athmete junges Leben, und spendete Lust und Freude um sich her. Der kleine Philo eilte in lustigen Sprüngen voraus, und Gottfried entblöste, frommgestimmt, sein Haupt und betete.

Der Weg führte ihn am Gottesacker, auf dem seine geliebten Pflegeältern ruheten, vorüber. Er ging darauf. An dem stillen Grabeshügel weihete er betend den Geliebten eine Dankesthräne, bat sie um ihren Segen, verließ mit feuchten Augen den Friedhof, und setzte seine Reise fort.

In der nächsten Stadt kaufte er allerlei Sachen ein, um auch Geschenke nach Bürgendorf mitzubringen. Auf der ganzen Reise war ihm Nichts begegnet, das für uns merkwürdig wäre.

Endlich hatte er die Gegend von Bürgendorf erreicht. Schon erblickte er von Ferne den Kirchthurm, bald das ganze Dorf, und stärker pochte ihm das Herz in der Brust. Gefühle mit Sehnsucht, Freude und Wehmuth gemischt, erfüllten sein Gemüth. Unwillkührlich trat ihm eine Thräne in das Auge.

Nun stand er am Eingange des Kirchhofs, und sein dankbares Herz zog ich ihn mächtig hin an die Ruhestätte der geliebten Mutter.

Mit unnennbaren Gefühlen betrat er die geweihte Erde, sank am Grabeshügel der theuren Mutter, die ihn geboren und erzogen, nieder, und flehte unter heißen Dankesthränen für ihre schon längst hingeschiedene Seele.

„Schlummere sanft hier unter dem Grabeshügel, beste Mutter! Dein verklärter Geist weilet schon lange in den himmlischen Gefilden, wo du, mit dem lieben Vater auf ewig vereint, einer namenlosen Seligkeit genießest. Dort oben betet ihr beide gemeinschaftlich mit meinen verklärten Pflegeältern für euern Gottfried, der noch so lange hienieden wallen muß, bis es dem lieben Gott gefällt, auch ihn abzurufen und auf immer mit euch zu vereinigen. Eure Asche ruhe im Frieden!“

So hatte Gottfried gebetet, und mit thränenvollen Augen den Friedhof verlassen. So eben ging die Sonne unter, und vom Kirchthurme herab ertönte die Betzeitglocke. Diese bekannten Töne erregten in seiner Brust ganz eigene Gefühle. Eine Thräne der Wehmuth trat in sein Auge, die er aber zu verbergen suchte.

Schon unterwegs hatte er den Entschluß gefaßt, erst morgen seine Anverwandten zu überraschen, und für diese Nacht in einem Wirthshause eine Herberge zu suchen. Er gedachte auch, sich daselbst um die gegenwärtige Lage und Verhältnisse seiner Anverwandten näher zu erkundigen, um aus dem Munde Anderer ganz sicher zu erfahren, ob sein Onkel in dürftigen Umständen sei. Denn er kannte die Bescheidenheit seines Onkels, der eher im Stillen darben, als Jemand lästig werden wollte. Unter den drei Gasthäusern wählte er das beste — das zum goldenen Adler.

Achtes Kapitel.

Gottfrieds Schrecken.

Gottfried wurde im Gasthause zum goldenen Adler, wie alle Gäste, die dem Aeußern nach wohlhabend zu sein scheinen, sehr freundlich empfangen. Man begrüßte ihn höflich; der Wirth nahm ihm dienstfertig das kleine Reisegepäck, die Wirthin Hut und Stock ab, versorgten Alles in einen Wandschrank, und fragten den Gast um seine Befehle.

Gottfried, der solche Höflichkeiten gar wohl zu deuten wußte, verlangte ein Nachtessen und ein gutes Bett, indessen aber einen Schoppen Wein und ein Semmelbrod, und machte es sich, weil er müde war, an einem der Tische bequem. Den kleinen Philo setzte er neben sich auf die Bank, der sich vor Müdigkeit treulich an seinen Herrn hinschmiegte.

Während der Wirth den Wein besorgte, erkundigte sich die freundliche Wirthin bei ihrem werthen Gast: woher und wohin seine Reise, streichelte und lobte sein schönes artiges Hündchen. Der Wirth kam mit dem bestellten Wein und Brod, und die Wirthin entfernte sich eilends, und kam bald wieder mit einer Tasse süßer Milch zurück, und sprach: „Der Herr wäre nun bedient; aber das artige Hündchen bedarf auch einer kleinen Labung; denn es wird von der weiten Reise wohl recht müde, durstig und hungrig geworden sein. Hier also ein wenig süße Milch für das gute Thierchen.“

Gottfried, den die freundliche Aufmerksamkeit der Wirthin freuete, übernahm die Tasse mit Milch, und stellte sie seinem Hündchen vor, das sich's recht schmecken ließ.

Hierauf ging die Wirthin an ihre Küchengeschäfte, und der Wirth übernahm die Unterhaltung seines Gastes. Anfänglich sprach man über Allerlei, und Gottfried lenkte das Gespräch allmählig auf Bürgendorf und dessen Umgebung; doch so, daß es immer den Anschein behielt, als wäre er in dieser Gegend noch ganz fremd. Unter Anderm kam die Sprache auch auf den Seelsorger und die Ortsobrigkeit. Das günstige Urtheil des Wirths war ihm sehr erfreulich; insbesondere das verdiente Lob, das jener dem würdigen Seelsorger sprach. So sehr dies Gottfried freuete, eben so sehr hätte ihn unverdienter Tadel geschmerzt.

„Ach, wie schön und erfreulich ist es doch," dachte Gottfried bei sich, „wenn in einer Gemeinde über ihren würdigen Seelsorger und ihre gute Obrigkeit nur Eine Stimme herrscht, wenn Alle sie ehren und lieben! Wie viel Gutes muß in einer solchen Gemeinde gedeihen! Es mag wohl, wie in jeder Heerde, so auch in dieser, unfolgsame Schafe geben; wenn nur der größte Theil für's Gute empfänglich und leitbar ist."

So, wie Gottfried dachte, verhielt es sich auch in Bürgendorf. Es gab darin weit mehr brave, als schlechte Leute, und der größte Theil des Dorfes verdankte seine sittliche Bildung dem würdigen Seelsorger, der aus Liebe zu seiner Heerde die geringere Pfründe einer bessern vorzog, und aus irdischen Rücksichten dieselbe nicht verlassen wollte.

Einige aus der Hefe dieser Gemeinde mußte Gottfried noch diesen Abend kennen lernen. Diese kamen und setzten sich an denselben Tisch, an dem Gottfried zu Nacht speisete. Unter ihnen waren zwei lockere junge Bürger — eben jene zwei Schuster, die sich wider Oswald, Gottfrieds Onkel, verschworen hatten, um ihn zu verderben, — die solche Reden führten, worüber sich Gottfried, selbst die Wirthin ungemein ärgerte. Wir haben schon früher gehört, daß viele der abtrünnigen Kundschaften schon vor dem schrecklichen Brande wieder bei Oswald arbeiten ließen. Und nach dem unglücklichen Brande entschloßen sich nicht nur diese, sondern auch fast alle Uebrigen, in Zukunft nur bei Oswald arbeiten zu lassen, um dem Unglücklichen wieder aufzuhelfen. Dies wußte zwar Oswald noch nicht, weil er es nicht suchte; da er lieber in Armuth darben, als durch Nachtheil seiner Mitmenschen seine eigenen Vortheile suchen wollte. Seine Feinde und Brodneider wußten es aber schon; weshalb sie gegen den unschuldigen Oswald mit dem bittersten Haß erfüllt waren.

Als Oswalds Feinde vom Weine erhitzt waren, wurde ihre böse Zunge auch geläufiger, und sprach rücksichtslos heraus, wovon das böse Herz voll war. Natürlich kam jetzt die Sprache auf den verhaßten Oswald, und so erfuhr nun der arme Gottfried die Unglücksfälle seines Onkels — zwar nur theilweise, aber auf die schonungsloseste und gehäßigste Weise. Sein Entsetzen und sein Schmerz läßt sich denken. Er wußte sich kaum mehr zu fassen, und ging unter

einem schicklichen Vorwande hinaus, um seinem beklommenen Herzen durch Thränen Luft zu machen.

„Ach, großer Gott!“ seufzte er; „so übel steht es also mit meinem lieben guten Onkel; wie groß muß sein Jammer und Elend sein! In einer Stunde Haus, Hab und Gut, Gattin und Sohn verlieren — ach, das ist zu viel, zu schmerzlich! Wie unglücklich, wie tief gebeugt wird er nun sein! O, ich kenne sein Herz, ich weiß, was für ein guter Gatte und zärtlicher Vater er war. Und der gute, liebe Georg ist todt; ich sehe ihn also in diesem Leben nicht mehr. Auch die Tante dauert mich sehr; sie war ja, als ich vor acht Jahren von ihr Abschied nahm, so freundlich, so gut gegen mich, und hat sich in dieser Zeit vielleicht ganz geändert. Von Gertrud und Joseph haben diese liebelosen, bösen Menschen Nichts erwähnt. Sind sie vielleicht auch schon todt? Ach Gott! das wäre schrecklich und zu viel für mein Herz. Ich habe mich auf das Wiedersehen so innig gefreut, und diese Freude hat sich mir in ein so großes Leid umgewandelt. Guter Vater im Himmel, tröste doch meinen unglücklichen Onkel, und stärke auch mein Herz, daß es dem Schmerze nicht unterliege. Ach, was wird das morgen für ein schmerzliches und thränenvolles Wiedersehen sein! Nur Eines tröstet und beruhigt mich einerseits, daß mich die gütige Vorsehung in Stand gesetzt hat, meinen unglücklichen Onkel und seine noch zwei übrigen Kinder, die, wie ich wünsche und hoffe, doch noch leben werden, der Armuth und Noth zu entreißen.“

So sprach Gottfried bei sich, trocknete seine

Thränen, beherrschte die Gefühle seines Herzens, um ruhiger und gefaßter in die Wirthsstube zurückzukehren. Ach, der gute, bedaurungswürdige Jüngling ahnete nicht, daß er nur zurückkehre, um noch schrecklichere Dinge zu hören, und bis in das Innerste des Herzens verwundet zu werden.

Als Gottfried in die Stube trat, herrschte da in diesem Augenblicke eine tiefe Todtenstille. Die Augen der Gäste waren nur auf ihn gerichtet, und es entstand unter ihnen ein Flüstern, und dann ein lautes Gemurmel. Gottfried war nicht wenig verlegen; aber ungewiß, ob es ihm gelte, setzte er sich wieder an seinen vorigen Platz.

„Ja, Klinger, du hast recht!“ versetzte einer der Gäste; „ich setze meinen Kopf an einen Groschen, daß er es ist.“ Nach diesen Worten wandt er sich mit dieser Frage an Gottfried: „Junger Mensch, gestehet es offen; seid Ihr nicht der Sohn der Schullehrers-Wittwe, Oswalds Schwester, den der Herr Pfarrer von hier vor ungefähr acht Jahren mit einem Briefe nach Isenbach geschickt hat? Gesteht es nur; Ihr seid doch schon verrathen.“

„Ich habe weiters keine Ursache, zu verheimlichen, wer ich bin,“ erwiederte Gottfried ruhig; „ich wollte es nur für diese Nacht thun, um morgen meinen lieben Onkel und den Herrn Pfarrer angenehm zu überraschen.“

„Eine angenehme Ueberraschung!“ riefen die Gäste mit einem Hohngelächter. „Ein Dieb will angenehm überraschen! Dafür soll gethan werden.“

„Ich ein Dieb?“ fragte Gottfried erschrocken; „da seht ihr mich für den Unrechten an.“

„Nein, nein!“ erwiederte Einer der Gäste lachend; „du bist der Rechte. Du bist Gottfried Gutmann, von Friedrichfeld gebürtig, und bist also der Dieb, der dem Bauer zu Isenbach 200 Thaler gestohlen hat. Und wer weiß, wie viel du bei der Räuberbande bisher schon gestohlen hast. Gut, daß wir dich haben; du sollst uns nicht mehr entrinnen.“

Die letztern harten Reden hat der arme Gottfried wahrscheinlich nicht mehr gehört; denn er fiel dem Wirthe, blaß wie der Tod, ohnmächtig in die Arme.

Neuntes Kapitel.

Gottfried im Gefängnisse.

Als Gottfried aus der Ohnmacht erwacht und wieder zur vollen Besinnung gekommen war, sah er sich zu seinem Entsetzen in der Gewalt zweier Gerichtsdiener, die ihm die Hände banden und ihn in Verhaft nahmen. Er ließ es mit Gelassenheit geschehen. Doch war er so überrascht, daß er sich kaum fassen konnte. Sein Herz war so beklommen, daß er aus Schmerz über die unverdiente Kränkung und Beschimpfung kein Wort sprechen konnte: nur entrannen Thränen seinen Augen.

Niemand hatte Mitleid mit dem Unglücklichen, als der brave Wirth und seine Gattin. Sie sprachen ihm das Wort, wurden aber von Oswalds Feinden

überschrieen. Als die Gerichtsdiener im Begriffe waren, den Verhafteten in's Gefängniß abzuführen, winselte der kleine Philo wimmernd, wie ein Kind, zu Gottfrieds Füßen, und blickte so erbärmlich an ihm hinauf, daß dem armen Gottfried dabei das Herz blutete und Thränen in die Augen traten. Er konnte in diesem heftigen Schmerzgefühle nicht sprechen, nur schluchzen.

„Ach, seht das treue Hündchen!" rief die mitleidsvolle Wirthin mit einer Thräne im Auge. „Es wimmert um seinen unglücklichen Herrn. Ja, das gute Thierchen merkt, daß man seinen Herrn gebunden hat und in's Gefängniß führen will. Es verräth mehr Gefühl, als diese harten Männer da." Mit diesen letztern Worten entfernte sie sich, sehr aufgebracht über die voreilige Strenge und Härte.

„Ihr Männer, habt Mitleid mit meinem treuen Hündchen," sprach Gottfried tiefbewegt; „und erlaubet, daß ich es mit mir in's Gefängniß nehmen darf; denn die Trennung von ihm würde meinen Schmerz um Vieles vermehren." Oswalds Feinde verhöhnten herzlos diese freundliche Bitte; Einer der Gerichtsdiener aber, der noch am meisten Gefühl hatte, empfand inniges Mitleid, schmeichelte dem Hündchen, hob es auf seine Arme, um es dem Verhafteten bis in's Gefängniß nachzutragen. Im Abgehen schmäheten die übrigen liebelosen Männer über Oswald und Gottfried, und schonten sogar Gottfrieds schon längst verblichene Mutter nicht.

Ach, dies schmerzte den unschuldigen Gottfried weit tiefer, als all' die bisherigen Kränkungen; es

that ihm so weh, daß ihm das Herz dabei brach. Das Mitleid der Wirthsleute und das liebreiche Benehmen des einen Gerichtsdieners war lindernder Balsam auf sein tiefverwundetes Herz. Er dankte den Edlen mit Thränen; denn sprechen konnte er nicht.

Als die Gerichtsdiener den Verhafteten über die Straße nach dem Gefängnisse führten, lief eine Menge Volkes nach. Denn das Gerücht: man habe im Gasthause zum goldenen Adler einen jungen Räuber verhaftet, hatte sich, wie ein Lauffeuer, im ganzen Dorfe verbreitet. Doch waren unter dem Zusammenlaufen mehr junge, als alte Leute. Die Neugierde, den jungen Räuber zu sehen, hatte sie herbeigelockt. Alles drängte sich zu dem vermeinten Räuber hin, um beim Schimmer der Laterne dessen furchtbares Antlitz zu sehen. Allein wie wenig wurde die Neugierde der jungen Leute befriedigt!

„Der sieht nicht wie ein Räuber aus," riefen die Einen; „seht nur, wie er weint!" riefen mitleidsvoll die Andern. Und da sie vernahmen, daß der junge Räuber Gottfried sei, gingen sie auseinander. Die Meisten hielten ihn für unschuldig, und die Verhaftung für zu voreilig; denn sie wußten noch aus der Schule, daß der Herr Pfarrer den Gottfried für unschuldig und dessen Beschuldigung für einen Irrthum erklärt habe. Dies war auch dem Ortsgerichte bekannt; weil aber der Schein immer noch wider ihn war, und man Gold und allerlei Kaufmannswaaren in seinem Gepäcke fand, so glaubte das Ortsgericht, daß eine augenblickliche Verhaftnahme das Sicherste sei, indem es jede weitere Untersuchung auf morgen zu ver-

schieben gedachte. Dies Verfahren hatte den vernünftigen Gottfried auch weniger, als die Schmähreden der herzlosen Feinde seines unglücklichen Onkels, gekränkt und betrübt.

In dem engen dunkeln Kerker fand Gottfried einen Bund frisches Stroh und einen großen steinernen Krug mit Wasser, worauf ihn der bessergesinnte Gerichtsdiener aufmerksam gemacht hatte. Gottfried dankte diesem freundlichen Manne, der weiter Nichts, als seine Schuldigkeit that, recht herzlich; und die liebreiche Theilnahme, wie das günstige Urtheil der Dorfjugend, hatte seinem gekränkten Herzen sehr wohl gethan. Es lag für den Unglücklichen viel Trost und Hoffnung darin.

Gottfried ließ sich seufzend auf das Strohlager nieder, und nahm das treue Hündchen zu sich auf den Schooß. Jetzt floßen häufiger, aber sanfter seine Thränen, und es wurde ihm dabei etwas leichter und wohler um's Herz.

„Gutes Thierchen!" sprach Gottfried, dasselbe liebkosend; „du weißt nicht, wo wir uns jetzt befinden. Du bist schon glücklich, daß du bei mir bist. Mein Schooß soll aber auch für diese schauerliche Nacht dein Bettchen sein. Ich finde darin gewissermassen auch einen Trost. Es erinnert mich doch, daß ich in diesem dunklen Kerker nicht allein bin. Ach, gutes, treues Thierchen, wie gerne möchte ich dir mein Schicksal klagen! aber du verstehst mich nicht." —

„Aber du, mein lieber Gott, der du schon Alles weißt, verstehst mein Herz; dir und den seligen Geistern meiner geliebten Eltern und Pflegeeltern, die

unsichtbar, als meine Schutzengel, mich umschweben, kann ich mein unglückliches Schicksal klagen.“ —

„Doch was will ich klagen!? — Steht nicht mein Schicksal in Gottes Hand? Nein, ich will nicht klagen, nicht murren wider Gottes Fügungen, die immer gut und weise sind. Habe ich doch binnen acht Jahren viele frohe und glückliche Tage verlebt; und jetzt, da mir Gott zur Prüfung ein Leiden schickt, sollte ich klagen? Nein, mein Gott und Vater, dir stelle ich mein ganzes Schicksal anheim; du kannst, du wirst es ändern, wenn es dein heiliger Wille ist.“ —

„Zwar kann ich es noch nicht recht fassen, wie ich so plötzlich und unvermuthet in diese traurige Lage gekommen bin. In der Hoffnung auf ein freudiges Wiedersehen meiner theuren Anverwandten, Freunde und Wohlthäter verließ ich vor wenigen Tagen mein friedliches Thälchen, und wanderte so wohlgemuth hieher nach Bürgendorf. Im Gasthause wurde ich so freundlich empfangen, und war schon glücklich im Vorgenuß der gehofften morgigen Freude. Aber ach, wie plötzlich und schmerzlich nahm die Sache eine andere Wendung! Ich mußte auf die kränkendste Weise die Unglücksfälle meiner Anverwandten erfahren; wurde eines Diebstahls beschuldigt, und als Dieb und Räuber gebunden und in diesen Kerker geworfen. Schreckliche Augenblicke — ja die schrecklichsten meines Lebens! Aber wie kam man dazu, mich solcher Vergehen zu beschuldigen, und als Dieb und Räuber zu verhaften? Ist mir doch keine Handlung aus meinem ganzen Leben bekannt, wodurch ich den mindesten Anlaß zu einem solchen Verdacht gegeben hätte. Ich weiß nicht,

was ich darüber denken soll. Der Verstand steht mir stille dabei. Das Ganze ist mir ein unerklärbares Räthsel." —

Nach einigem Nachsinnen fiel ihm die Unglücksgeschichte im Walde wieder bei, wo er vor acht Jahren von einem Unbekannten beraubt worden war.

„Ach, jetzt geht mir ein Licht auf!" rief er bei sich aus;" wahrscheinlich hat sich der Bösewicht, der mich im Schlafe damals beraubte, zu Isenbach für meine Person ausgegeben und auf mich hin den Diebstahl begangen? Schrecklich, wenn es so ist! Und ja so kann es sein; so muß ich's mir erklären. Großer Gott! was werden der gute Herr Pfarrer und meine geliebten Anverwandten bei der fälschlichen Nachricht von mir gedacht, wie gejammert haben! Werden sie es glauben und mich wirklich für einen Dieb halten? O, nein, nein! das können sie unmöglich von mir glauben. Ich habe ihnen ja Alles geschrieben, woraus sie meine Unschuld erkennen konnten. Wenn sie aber meine Briefe nicht erhalten hätten? — Schrecklicher Gedanke! Allem nach müssen sie dieselben nicht erhalten haben; denn sonst hätten sie mir gewiß darauf geantwortet, und der Verdacht eines Diebstahls könnte in Bürgendorf nicht mehr auf mir lasten." —

Hier unterbrachen bittere Thränen sein Selbstgespräch. Er betete, weinte und betete wieder.

„Ach Gott!" fuhr er in seinem Selbstgespräch fort; „wie wäre mir in dem Thälchen bei Florheim je der Gedanke in den Sinn gekommen, daß meine Beraubung im Walde mir noch Einmal von so schrecklichen Folgen werden könnte? Ich hatte jenes Unglück schon

längst vergessen. Ja, im Florheimer=Thälchen, an der Seite meiner Pflegeeltern, hielt ich schon am ersten Tage meines dortigen Aufenthaltes die Beraubung im Walde für eine weise Fügung Gottes, weil mir daraus ein so großes Glück zugeflossen ist."

„Aber wie bleibt diese göttliche Fügung jetzt, da sie mir von üblen Folgen zu werden beginnt, weniger weise und gut, als damals? Ist es nicht derselbe gütige Gott, der vor acht Jahren mich beraubt werden und dann in's Florheimer=Thälchen und jetzt in diesen Kerker kommen ließ? Ja, gütiger Gott! du hast Alles so geschehen lassen. Darf ich fragen: warum? — Nein, o Gott! unergründlich ist deine Weisheit, wunderbar und gut sind deine Wege. Du kennest den Dieb, und kennst auch eben so gut meine Unschuld. Dir ist's ein Leichtes, sowohl den Dieb, als auch meine Unschuld an's Licht zu bringen. Ach, lieber himmlischer Vater! ich bitte dich darum. Verlaß' mich doch nicht in dieser großen Noth! Du hast den ägyptischen Joseph im Kerker und den Propheten Daniel in der Löwengrube, weil sie unschuldig waren, auch nicht verlassen. Du kannst mich, wenn du willst, eben so leicht retten, wie jene frommen Jünglinge. Ich kenne ja keine Seele in der Welt, die meine Unschuld retten könnte; ich bin nun wieder mehr, als früher, eine arme verlassene Waise, und habe keinen andern Vater mehr, als dich.

Ja, meine Seele, sei ruhig, vertraue auf Gott, und es wird Alles noch recht werden!"

Nun legte sich Gottfried auf dem Strohlager nieder; der kleine Philo in dessen Schooße schlummerte

schon ruhig, und der Schlaf, der tröstende Engel der Leidenden, erbarmte sich auch seiner, und wiegte ihn in seinen weichen Arme ein.

Zehntes Kapitel.

Der Besuch.

Gottfried muß, unerachtet des harten Lagers, dennoch sehr gut geschlafen haben; denn als er erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel, und senkte ihre lieblichen Stralen durch eine kleine runde Oeffnung in den engen dunklen Kerker hernieder. Das Hündchen lag auch noch schlummernd in Gottfrieds Schooß. Es war aber noch stille, schauerlich stille um ihn her, fast wie in einem Grabe. Er hörte Nichts, als das Schnaufen des schlummernden Hündchens.

In den ersten Augenblicken des Erwachens blickte Gottfried, sich die Augen reibend und noch etwas betäubt, um sich her, und rief seufzend aus: „Ach Gott! wo bin ich?" Die gebundenen Hände und Füße, die ihn schmerzten, ließen ihn nicht im Zweifel. In sich zusammenschaudernd erhob er sich vom harten Lager. Er war sehr ermattet, und empfand ein Weh in allen Gliedern. Das gestrige Ereigniß trat mit allen seinen Schauern wieder klar vor seine Seele.

„Ach Gott!" rief er mit Wehmuth aus: „wie bald wechselte mein angenehmer Traum mit einer schreckensvollen Wirklichkeit! Doch danke ich dir, gütiger Gott, für diesen süßen Traum. Er war mir ja auf diesem

harten Lager und an diesem schauerlichen Orte ein tröstender und erquickender Engel, der mich all meinen Jammer auf etliche Stunden ganz vergessen machte. Wie langsam und schauervoll wäre mir in diesem dunklen Kerker die Nacht verflossen, hättest du, bester Gott, dich nicht meiner erbarmet, und mir nicht einen so süßen Schlummer herabgesendet! Ich bete dich an, und danke dir vom Grunde meines Herzens. O, aus dem Kerker, wie aus dem Schlafgemache der Frommen, steigt das Gebet unschuldig Leidender zu dir empor. Nimm den kindlichen Dank meines Herzens wohlgefällig auf, erhöre mein kindlich Flehen, und sei auch heute wieder mein Vater, mein Schützer in der Noth. Ach, du kennest ja alle die Leiden, die auch heute meiner warten. Willst du, daß ich sie alle erdulde, o so stärke mein schwaches Herz, daß es nicht unterliege.

Du hast ja mein Herz schon diese Nacht mit einem wundersamen Traum erquickt und gestärkt. Du ließest mir im Traume meine seligen Pflegeeltern als tröstende Engel erscheinen. O wie trostvoll war mir ihr Anblick, wie stärkend ihre Rede! Ich kann sie noch sehen, die Edlen, wie sie mit freudestralendem Antlitz mich in ihre Arme schloßen und ausriefen: „Lieber Gottfried, sei uns willkommen in unserm friedlichen Thälchen, das du und deine Nachkommen bis auf viele Geschlechter hinaus in Glück und Segen, Frieden und Freude bewohnen werden!“

So sprachen die Theuren und ich erwachte. Ich darf also hoffen, einmal wieder in Glück und Freude mein liebes Thälchen zu bewohnen. Wann? das ist

nur Gott, dem Allwissenden, bekannt. Sein Wille geschehe!"

„Amen!" sprach eine sanfte Stimme, indem die Thüre des Kerkers sich öffnete. Gottfried blickte erschrocken nach der offenen Thüre, und — mit dem Ausruf: „Herr Pfarrer!" sank er dem Kommenden in die Arme.

„Ich bin unschuldig — kein Dieb!" rief er, und ein Thränenstrom entstürzte seinen Augen. Die Edlen lagen sich lange in den Armen, an der Brust.

„Mein lieber, guter Gottfried! beruhige dich und weine nicht so sehr," versetzte mit weicher und rührender Stimme der menschenfreundliche Pfarrer. „Trockne deine Thränen, mein Lieber, und sei ruhig; denn deine Unschuld ist mir und deinen Anverwandten schon längst bekannt. Nicht eine Stunde haben wir daran gezweifelt. Ich bin deßhalb zu dir gekommen, um dir die trostvolle Nachricht zu bringen, daß fast ganz Bürgendorf, selbst auch das Ortsgericht, dich für unschuldig halte, und somit deine Gefangenschaft nicht lange dauern dürfe. Halte, lieber Gottfried, noch einige Tage der Prüfung geduldig aus, und sei gutes Muths; denn die Rettung deiner Unschuld kann nicht lange ausbleiben. Deine Freunde werden dabei das Meiste thun."

Diese tröstlichen Worte des Seelsorgers träufelten lindernden Balsam auf Gottfrieds wundes Herz. Er trocknete seine Thränen, und ward ruhiger.

Hierauf eröffnete ihm der Pfarrer, daß er ihn vor der Ankunft seiner theuren Anverwandten auf etwas sehr Unangenehmes vorbereiten müsse.

„Ach, bester Herr Pfarrer!“ erwiederte Gottfried: „Ihr gütiges, menschenfreundliches Vorhaben kommt zu spät; Menschen von ganz entgegengesetzter Gesinnung haben mich auf's Aergste schon vorbereitet, und mir dabei einen giftigen Dolch in's Herz gestoßen. Ich kenne das Unglück, den Jammer meines lieben Onkels, weiß Vieles, wollte Gott! Alles, — den schrecklichen Brand, den fürchterlichen Tod meiner Tante und den meines lieben Georgs. Ach, der arme, unglückliche Onkel! Wie geht es ihm? Leben Gertrud und Joseph noch?“

„Dies, lieber Gottfried!“ sprach der Pfarrer seufzend, „sollst du sogleich aus deines Onkels eigenem Munde erfahren.“ Hierauf gab er ein verabredetes Zeichen, und Oswald trat mit Gertrud in den Kerker.

„Lieber Onkel! — liebe Gertrud!“ rief Gottfried, riefen die beiden Andern, und die Edlen stürzten sich entzückt in die Arme. Sie weinten vor Freude, und konnten lange nicht sprechen. Sie fühlten sich glücklich in ihrer Umarmung; allein es trat plötzlich wieder ein störendes Gefühl dazwischen, das die selige Freude des Wiedersehens trübte. Und Thränen der Wehmuth und des Schmerzes verdrängten die Thränen der Freude.

„Ach, welch ein Wiedersehen!“ hub Oswald an: „also hier und so muß ich den Sohn meiner Schwester wiederfinden?! Ach, wie hätte ich das gedacht, als ich vor acht Jahren dich begleitete und von dir so rührenden Abschied nahm! Ich hoffte damals, dich bälder, und in einer glücklicheren Lage wieder zu sehen. Du weinst, lieber Gottfried, und wendest dein Angesicht

von mir ab. Ich glaube gar, du hast mich mißverstanden? O nein, mein Sohn! ich wollte dir keinen Vorwurf machen, nur dein unglückliches Schicksal beklagen. Daß du unschuldig bist, o daran glaubt Niemand fester, als ich. Wenn Viele um mich her dich verdammten, dich einen Dieb, einen Räuber nannten, da widersprach ich und rief: „Nein! so ist es nicht; Gottfried ist kein Dieb, kein Räuber. Der zu Isenbach das Geld gestohlen hat, der ist mein Gottfried nicht."

Hierauf sank Gottfried seinem Onkel weinend an die Brust, und sprach: „Ach, theuerster Onkel, wie gut Ihr seid! Ihr vergeßt Euer eigenes Unglück, und denkt nur an das meinige; klagt nicht über Euern eigenen Jammer, nur über den meinigen. O, gebe der gütige Gott, daß ich Euch diese Liebe recht bald in Etwas vergelten kann!" Oswald drückte seinen theuren Neffen in stummer Rührung an seine Brust, und die Thränen, die seinen Augen entrannen, thaten seinem wunden Herzen wohl. Und der würdige Pfarrer und Gertrud sahen innigstgerührt dieser Szene zu, welche Gertrud schluchzend und mit den Worten unterbrach:

„Ja, lieber Gottfried, seitdem du dich von uns getrennt hast, ist viel Jammer und Elend über unser Haus gekommen, und meine liebe Mutter und meine theuren Brüder sind nicht mehr!" Da erstickten Thränen ihre Worte.

„Also ist der liebe, gute Joseph auch todt?" fragte Gottfried tiefbewegt.

„Ja, mein Gottfried, der gute Joseph ist um vier Jahre seiner Mutter und seinem Bruder vorange-

gangen," erwiederte Oswald. „Ach, Vieles habe ich verloren, nur meine liebe Gertrud und dich hat mir Gott noch gelassen; sonst habe ich Nichts mehr in der Welt. Du, mein Gottfried, kannst mir meine Söhne wieder ersetzen. Ja, sei mein Sohn!"

„Gottfried, sei mein Bruder!" fügte Gertrud bei. Und alsdann sanken Beide — Gottfried und Gertrud — schluchzend an Oswalds Brust mit dem Ausruf: „Lieber Vater!" — „Liebe Kinder!" erwiederte Oswald im Tone der tiefsten Rührung. Diese Szene war so rührend, daß dem guten Pfarrer dabei die Thränen in die Augen traten.

„Ach, gütiger Gott!" flehte alsdann Oswald mit gefalteten Händen; „nur um Eines bitte ich dich noch, und habe ich das erlangt, dann will ich nicht mehr klagen, will zufrieden sein. Rette doch meinem lieben Gottfried die Unschuld, daß er frei und als unschuldig erkannt wieder in meine Arme eilen kann. Ich fühle mich dann wieder glücklich, weil ich zwei so gute Kinder habe." —

„Amen!" fügte gerührt der Pfarrer bei. „Nur wohlgetrost, meine Lieben! ich kann euch versichern, daß schon nach wenigen Tagen diese Bitte von Gott erfüllt sein werde. Denn Gott erhört das Gebet der Gläubigen und verläßt die Unschuld nicht; dessen hat uns der göttliche Heiland selbst versichert."

Nach diesen ersten heftigen Empfindungen wurden die Gemüther der Unglücklichen wieder etwas ruhiger, und sie erzählten einander, was ihnen binnen diesen acht Jahren allerlei Gutes und Uebles begegnet ist. Weil Gottfried schon die meisten Unglücksfälle Oswalds

kannte, so war dessen Erzählung kurz. Gottfried aber hatte wohl mehr zu erzählen. Und da seine bisherigen Ereignisse den Anwesenden noch völlig unbekannt waren, so hörten sie seiner Erzählung nicht nur neugierig, sondern auch mit theilnahmsvoller Aufmerksamkeit zu. Er begann mit dem Tage, an dem er vor acht Jahren aus Bürgendorf schied, und erzählte unter öftern thränenvollen Unterbrechungen Alles, was ihm bis auf den gestrigen Tag Merkwürdiges widerfahren war. Nichts rührte die Zuhörer mehr, als die Schilderung von Gottfrieds Pflegeeltern und dem seltsamen Sparkästchen.

„Also war mein Gottfried damals, als wir alle um ihn trauerten und weinten, und die böse Welt ihn liebelos verdammte, schon der glückliche Sohn zweier vortrefflichen, edelmüthigen Menschen! O Gott, wie dunkel, aber wie weise und gut sind doch deine Wege! Wie weißt du Alles so schön und gut zu fügen! Ich will nie mehr klagen, da ich auch in meinen bisherigen widrigen Schicksalen deinen allmächtigen Finger, und deine Weisheit und Güte erblicke. Du hast mir auf der einen Seite so viel genommen, damit ich auch mit dankbarem Herzen anerkennen möge, was du mir auf der andern Seite wiederschenken wolltest. Dank, Lob und Preis sei dir, allmächtiger, allweiser und allgütiger Gott!"

Mit Oswald stimmten auch die Uebrigen in Gottes Lobpreisungen ein. Und nachdem der Pfarrer, Oswald und Gertrud nochmals dem Gefangenen seine baldige Befreiung versichert, und ihn auf die noch wenigen Leidenstage getröstet hatten, kehrten sie mit ganz

eigenen Empfindungen aus Gottfrieds Kerker nach Hause zurück.

Eilftes Kapitel.

Gottfrieds thätige Freunde.

Kaum war der menschenfreundliche Pfarrer mit Oswald im Pfarrhause angekommen, so ließ er dem Gefangenen Wein, Fleisch und Brod in's Gefängniß bringen, damit er keinen Mangel leiden sollte. Hierauf setzte er sich an das Schreibpult, und schrieb eilends zwei Briefe — den einen an den Prior zu Florheim, den andern an seinen Freund in Isenbach. Als sie geschlossen waren, sandt er sie durch zwei Eilboten sogleich an Ort und Stelle ab. Oswald selbst übernahm die Botschaft nach Florheim.

Nachdem die Boten abgegangen, ließ der Pfarrer die Kutsche anspannen, und fuhr eilends in die Stadt, wo das Obergericht war, und wohin, wie er schon wußte, heute noch Gottfried transportirt werden sollte. Nun hielt die Kutsche vor dem Hause des Oberrichters, den er aus den Studienjahren sehr gut kannte, und der ihm wohl wollte. Der Oberrichter empfieng den Jugendfreund sehr liebreich, und freute sich über den seltenen Besuch. Nachdem sich Beide einander über Allerlei mitgetheilt hatten, kam der Pfarrer auf den Hauptgrund seines heutigen Besuchs, und erzählte ausführlich Gottfrieds bisherige Geschichte. Der Oberrichter, ein sehr menschenfreundlicher Mann, ward durch des Pfarrers Erzählung innig gerührt, und versprach sein

Möglichstes zu thun, um die Unschuld des unglücklichen Jünglings an's Licht zu bringen, und ihn in Freiheit zu setzen. Auch sagte er der Bitte des Pfarrers zu, der für Gottfried ein anständiges Zimmer und gute Kost bis auf den Tag des Verhörs wünschte, das jedoch aus guten Gründen erst nach drei Tagen vorgenommen werden konnte. Von Allem aber, was geschehe, müsse Gottfried, bis nach erlangter Freiheit, im Ungewissen bleiben, damit jede Ueberraschung sein Herz destomehr erfreue.

Nach dem Mittagmahle nahm der Pfarrer von seinem Freunde Abschied, und kehrte, um Gottfried auf der Straße nicht zu begegnen, auf einem andern Wege nach Hause zurück.

Am Tage darauf — es ging schon gegen Abend — verließ der ehrwürdige Prior, von Allem, was seinem geliebten Gottfried zu Bürgendorf Widriges begegnet, Nichts ahnend, seine friedliche Klosterzelle, und wandelte einsam in das Florheimer-Thälchen, um in Gottfrieds Behausung nachzusehen, ob noch Alles in guter Ordnung wäre. Am Kreuzwege, wo der eine nach Florheim, der andere nach der Stadt, der dritte nach dem Kloster und der vierte in das bekannte Thälchen führt, hielt ein Reiter bei ihm an, der sich nach dem Benediktinerkloster von Florheim erkundigte. Auf die Frage des Priors, was ihn so eilends nach dem Kloster treibe, antwortete der Reiter höflich: er sei ein Eilbote, komme von Bürgendorf, und habe dem ehrwürdigen Prior des Klosters eine für ihn wichtige Botschaft zu überbringen.

„Wahrscheinlich von Gottfried Gutmann, der vor

einigen Tagen dahin abgereist ist?" fragte der Prior etwas ängstlich; „es wird ihm doch kein Unglück zugestoßen sein?"

„Euer Hochwürden scheinen meinen Gottfried gut zu kennen," erwiederte Oswald — denn dieser war der reitende Bote; — „ich bin sein Onkel, und muß dem ehrwürdigen Prior leider eine Hiobsbotschaft bringen." —

„Eine Hiobsbotschaft von Gottfried?" fragte der Prior erschrocken, und reichte dem Onkel seines Lieblings freundlich die Hand zum Willkommen dar, und eine Thräne trat in sein Auge. „Ich bin der Prior selbst, und erwarte mit Zittern die Mittheilung der Unglücksbotschaft von meinem theuren Gottfried. Er wird doch nicht krank geworden, oder wohl gar schon gestorben sein?"

„Nein, ehrwürdiger Prior, das wohl nicht," versetzte Oswald etwas überrascht, stieg eilends vom Pferde, nahete sich ehrerbietig dem hohen Freund und Gönner seines Gottfrieds, und überreichte ihm mit einer Thräne im Auge das Schreiben des Pfarrers zu Bürgendorf. Der Prior öffnete den Brief mit zittender Hand, und las; — da entrannen Thränen des Mitleids den Augen des ehrwürdigen Greises. Und mit Entsetzen rief er aus: „Wie? ist's möglich? mein Gottfried, mein Liebling im Gefängnisse? Der fromme, tugendhafte Jüngling im Verdacht eines so entehrenden Vergehens? Lieber Gottfried! — guter Jüngling! dich muß und kann ich retten; denn die sprechendsten Beweise deiner Unschuld habe ich zur Hand." So sprach der edle Greis, und eilte mit Gottfrieds Onkel nach

seinem Kloster zurück. Alle Väter des Klosters, ohne Ausnahme, bedauerten den unglücklichen Gottfried, und wünschten von Herzen seine baldige Rettung.

Wie sehr dies Oswald freuen mußte, läßt sich denken; denn die allgemeine Theilnahme und das einstimmige Lob so ehrwürdiger Väter waren ihm das sprechendste Zeugniß, wie tugendhaft und beliebt sein Gottfried sein müsse.

Oßwald wäre gar gerne nach dem Thälchen geeilt, wo sein Gottfried acht Jahre so fromm, friedlich und glücklich gelebt, um den stillen Wohnsitz zu sehen, der nun Gottfrieds Eigenthum war; aber die gegenwärtigen Umstände erlaubten es ihm nicht.

In des Priors Zelle wurde über die Art und Weise, wie Gottfried zu retten sei, angelegentlich gesprochen. Der Prior zeigte Oswald das hinterlegte Sparkästchen mit dem Golde und dem schriftlichen Vermächtnisse, und sprach: „Seht, guter Freund, dies sind Gottfrieds beste Zeugen. Es sind zwar nur todte Zeugen; aber sie werden dennoch laut und kräftig für seine Unschuld sprechen, und ihn ohne alle weitern Zeugnisse in Freiheit setzen. Ich könnte zwar noch viele andere Zeugnisse für seine Unschuld aufweisen; aber diese da werden einem unparteiischen, gerechten Richter schon genügen."

Oswald, dem nun das Herz um Vieles leichter geworden, konnte beim Anblick des vielen Goldes, das nun seinem Gottfried angehörte, seine Verwunderung nicht verbergen. „All' das Gold gehört meinem Gottfried!" rief er aus; „ach, wie reich ist der arme Sohn meiner Schwester geworden! Doch noch mehr, als dies

Gold, freut mich das Zeugniß von seiner Unschuld und Tugend. Denn mit welchen schmerzvollen Gefühlen müßte ich dies sein Gold anblicken, wenn ich ihn schuldig wissen müßte? Nun darf ich — gottlob! Gottfrieds Gold als ein Geschenk der göttlichen Vorsehung betrachten, und mich darüber herzlich freuen." Der Prior las das seltsame Vermächtniß laut vor, und Oswald vergoß dabei Thränen der Rührung und der Freude. Er fand Gottfrieds Erzählung, an deren Wahrheit er durchaus nicht gezweifelt, nun zu seiner innigsten Freude vollkommen bestätigt. Er war wieder so froh und heiter geworden, als wenn niemals Kummer und Gram an seinem Herzen genagt hätten. Er sah ja seinen theuren Gottfried, den er nun seinen Sohn nennen durfte, im Geiste schon in Freiheit und im Besitze seines Glücks, das nun, wie er hoffen durfte, auch das seinige werden sollte. Der ehrwürdige Greis freute sich herzlich über Oswalds Frohsinn und zunehmende Heiterkeit, und wurde selbst auch froher und heiterer gestimmt.

Noch vor Schlafengehen war Alles schon auf die morgige frühzeitige Abreise in Bereitschaft. Schon beim ersten Frühroth saßen der Prior und Oswald im Reisewagen, an den nebst zwei andern auch Oswalds Pferd gespannt war. Ihre Reise ging eilends und glücklich von Statten, und als sie zu Bürgendorf vor dem Pfarrhause ausstiegen, war auch schon der Bauer von Isenbach daselbst angekommen. Wie freute sich der Pfarrer über die ehrenvolle Bekanntschaft, die er nun mit einem so würdigen Geistlichen, dem greisen Prior, zu machen Gelegenheit hatte! Die Guten und

Edlen kennen und schätzen sich bald, und so war es auch zwischen dem Pfarrer und Prior der Fall. Denn Beide waren wissenschaftlich gebildet, von gleichen guten Grundsätzen und gleich edel gesinnt. Der Prior lernte auch bald in der Person des Bauern von Isenbach einen so herzlichen und redlichen Mann kennen, wie er vor Kurzem auch den Oswald gefunden hatte. Diese vier braven Männer hatten sich nun zu Gottfrieds Rettung vereinigt, und setzten den morgigen Tag zu ihrem rühmlichen Werke fest. Und Gottfried, der in der Stadt gefangen saß, wußte von Allem dem Nichts.

Zwölftes Kapitel.

Gottfried vor Gericht.

Gottfried war, wie wir schon wissen, dem Obergerichte in der Stadt überliefert worden. Sein Gefängniß bestand in einem kleinen, aber reinlichen Zimmer, worin er ein gutes frischangezogenes Bett, einen Tisch, darauf ein Waschbecken sammt reinlichem Handtuche, und etliche Erbauungsbücher, und neben dem Tische zwei Stühle fand. Das Zimmer hatte zwar nur Einen Kreuzstock, der mit eisernen Stäben versehen war, dessen helle Fenster aber auf einen freundlichen Baumgarten gingen und eine aufmunternde Aussicht gewährten. Wie angenehm war Gottfried überrascht, als man ihm die Bande lösete, und ihm dies immer noch freundliche Zimmer zum Gefängnisse

anwies! Er war bis zu Thränen gerührt. Er hatte oft schon von den schauerlichen Kerkern der Stadt, worin man Diebe und Räuber, mit schweren Ketten belastet, aufbewahre, erzählen gehört, und sich daher von seinem Verhaftungsorte die schauerlichsten Bilder geschaffen. Und jetzt führte man ihn, anstatt in einen unterirdischen dunklen Kerker, in ein so freundliches Zimmer, das, die eisernen Stäbe des Kreuzstockes und die verschlossene Thüre abgerechnet, eher einem Gastzimmer, als einem Gefängnisse, gleichsah. Nachdem sich der Gefangenwärter entfernt und hinter sich die Thüre verschlossen hatte, sank Gottfried auf die Kniee nieder, und dankte Gott unter Freudenthränen, daß er ihn in die Hände eines so menschenfreundlichen Richters hatte kommen lassen. Aber seine Verwunderung, wie auch sein Dank, wurde noch größer, da er vollkommen, wie in einem Gasthause, bedient und bewirthet wurde. Der Gefangenwärter war gegen ihn so freundlich und liebreich, daß es ihm nicht anders vorkam, als wäre er ein Patient, und müsse in dem Hause eines Freundes nach ärztlicher Verordnung das Zimmer hüten. Es kam ihm Alles so unerwartet, so unbegreiflich vor, daß er nicht wußte, was er darüber denken soll. Er bestürmte den Gefangenwärter mit Fragen, aber konnte weiter Nichts erfahren, als daß es so der Wille des Oberrichters sei.

„Kennt mich etwa der Oberrichter, oder ist er von meiner Unschuld überzeugt, daß er mich so freundlich und liebreich behandeln läßt? Wenn aber dies so ist, warum verhört er mich nicht, und setzt mich nicht in Freiheit? Es ist doch heute schon der vierte Tag, daß

ich hier gefangen sitze, und es will mich Niemand verhören, kein Mensch befreien. Es geht mir zwar nicht übel; aber ich bin doch ein Gefangener, auf dem immer noch der Verdacht eines schweren Vergehens ruht. Weder der Herr Pfarrer, noch mein lieber Onkel gibt ein Zeichen von sich, daß sie mich retten wollen. Und sie haben mich doch mit der Hoffnung auf baldige Rettung getröstet. Sie werden mich doch nicht vergessen haben? — Nein, nein! das haben sie gewiß nicht. Aber warum besuchen sie mich nie? und warum wird mein Verhör von Tag zu Tag hinausgeschoben? Ach Gott! ich weiß nicht, was ich denken soll."

So sprach Gottfried am vierten Morgen seiner Gefangenschaft bei sich selbst, fiel auf die Kniee nieder und begann recht herzlich zu beten. Er lag noch betend auf den Knieen, als plötzlich die Thüre aufging und der Gefangenwärter mit einem Häscher eintrat. Gottfried erhob sich erröthend von den Knieen; denn der ungewöhnliche Auftritt hatte ihn unangenehm überrascht. Auf dem Antlitz des Gefangenwärters lag ein solcher Ernst und so viel Finsteres, daß er nicht mehr der frühere freundliche und liebreiche Mann zu sein schien, und der Häscher sah noch weit ernster und finsterer aus, und trug dieselben Bande in der Hand, die Gottfried vor drei Tagen so liebreich abgenommen worden waren.

Gottfried suchte sich zu fassen, um durch Furcht seinen Verdacht nicht zu mehren. Er trat unerschrocken vor die beiden Männer mit der Frage: „Ihr seid wahrscheinlich gekommen, mich vor Gericht zu führen, um endlich einmal verhört zu werden."

„Ja,“ erwiederte der Häscher, „und ich habe den Auftrag, Euch die Bande wieder anzulegen, die man Euch abgenommen.“

Ruhig und gelassen bot Gottfried seine Hände dar, und ließ sich binden. Doch trat unwillkührlich eine Thräne in sein Auge. Der Gefangenwärter schien bewegt zu sein, sprach aber Nichts.

Schweigend führten die zwei Diener den Gefangenen gebunden in den Verhörsaal, und Gottfried folgte in ihrer Mitte mit ganz eigenen Empfindungen. Er war Willens gewesen, dem Oberrichter für die so menschenfreundliche Behandlung vor Allem zu danken; aber wie sank ihm der Muth, als er in der ernsten Miene des Oberrichters ein ganz entgegengesetztes Bild von dem erblickte, was er sich im Geiste von ihm geschaffen hatte! Betroffen blieb er in der Mitte des Saales stehen, und senkte etwas verwirrt die Augen nieder. Doch bald war er wieder gefaßt, und erhielt seine vorige Ruhe wieder.

Der Oberrichter hieß ihn mit ernster, doch nicht strenger Amtsmiene näher treten, und trug ihm nochmals die Punkte der Anschuldigung vor, über die er sich vor Gericht zu verantworten habe. Es wohnten noch drei andere Beamte der gerichtlichen Untersuchung bei. Gottfried vertheidigte unerschrocken, aber mit Ruhe und Gelassenheit, seine Unschuld. Er erzählte in gedrängter Kürze seine bisherige Geschichte, und zwar so einfach und natürlich, daß sie das Gepräge der Wahrheit sichtbarlich an sich trug. Und ganz vorzüglich sprachen die Offenheit und Aufrichtigkeit, die

unverkennbar auf seinem Antlitz abgeprägt waren, für seine Unschuld.

Hierauf fragte ihn der Oberrichter, ob er, außer seinem ehrlichen Gesichte, nicht noch andere Zeugen für seine Unschuld anführen könne. Gottfried nannte unter Andern ganz besonders den Prior des Benediktinerklosters von Florheim, der, wenn er hier wäre, das giltigste Zeugniß ablegen könnte.

„Vielleicht ist er nicht gar so ferne,“ erwiederte der Oberrichter freundlich, und — auf ein Zeichen von ihm ging eine Seitenthüre des Saales auf. Wer könnte Gottfrieds freudige Ueberraschung schildern?! Vergessend, als wer und vor wem er hier stehe, flog er dem Eintretenden mit dem Ausruf des Entzückens in die Arme.

„Ehrwürdiger Vater! retten Sie mich!“ dies waren seine Worte, und ein Thränenstrom entstürzte seinen Augen. Die Richter waren innig gerührt. Dem Prior folgten auch der Pfarrer, der Bauer aus Isenbach und Oswald auf der Ferse nach. Gottfried war aus überraschender Freude ganz außer sich.

Die gerichtliche Untersuchung wurde wieder fortgesetzt. Vor Allem mußten der Pfarrer und Oswald ein Zeugniß von Gottfrieds Aufführung während seines frühern Aufenthaltes in Bürgendorf ablegen, das der Wahrheit gemäß höchst günstig war, und zu Protokoll genommen wurde.

Nun kam die Reihe an den ehrwürdigen Prior, der schweigend ein schweres Kästchen — es war das Sparkästchen — auf den Tisch niederstellte. Er öffnete es, und die Richter wurden beim Anblick des

vielen Goldes mit Erstaunen erfüllt. Mit den Worten: „Diese Blätter, hochverehrter Herr Oberrichter, werden von Gottfried noch weit günstiger zeugen und für seine Unschuld sprechen," übergab er dem Oberrichter Moritzens schriftliches Vermächtniß.

Der Oberrichter las es selbst und laut den andern Richtern vor. Man hätte schon auf den Gesichtern der Richter lesen können, was für einen ganz eigenen Eindruck der Inhalt des Vermächtnisses auf ihre Gemüther gemacht, wenn sie ihn auch nicht selbst mit Worten ausgedrückt hätten.

Hierauf mußte der Prior die Richtigkeit des von Gottfried angegebenen Tages bezeugen, an welchem er vor acht Jahren im Florheimer-Thälchen angekommen war. Er konnte es thun.

„War an diesem Tage das Geld schon entwendet?" fragte der Oberrichter den Bauern von Isenbach.

„Nein, der Diebstahl geschah erst vierzehn Tage später," erwiederte dieser.

„Ist dieser Jüngling hier derselbe, welcher vierzehn Tage lang bei Euch gewesen und die 200 Thaler gestohlen hat?"

„Nein," antwortete der Bauer; „dieser Jüngling ist mir völlig fremd, und ich sehe ihn heute in meinem Leben das Erstemal.

„Somit ist seine Unschuld erwiesen, und Gottfried frei," riefen die Richter einstimmig aus.

Was Gottfried in diesem Augenblicke empfunden, kann meine Feder nicht schildern. Seine Thränen der Freude und des Dankes waren davon die sprechend-

sten Zeugen. Und auch alle Uebrigen verließen mit ganz eigenen Empfindungen den Verhörsaal.

Dreizehntes Kapitel.

Gottfrieds Unschuld vollkommener Sieg.

Dieser seltsame und merkwürdige Vorfall gab die Veranlassung zu einem festlichen Mittagmahle, das der wohlhabende Oberrichter in seinem Hause veranstaltete, und wozu, nebst Gottfried und seinen Freunden, auch die drei Richter, die dem Verhöre angewohnt, geladen waren. Dieser Tag sollte für Gottfried, der unschuldig so viel Angst und Schmach erduldet, ein Ehren- und Freudenfest werden. Auch wollte der gastfreundliche Oberrichter den Pfarrer aus Bürgendorf, seinen Jugendfreund, und insbesondere den ehrwürdigen Prior, dessen hochschätzbare Bekanntschaft er diesem seltsamen Tage verdankte, dadurch beehren und auszeichnen. Die Gäste hielten die Einladung des allgemein hochverehrten und angesehenen Oberrichters auch wirklich für eine ehrenvolle Auszeichnung.

Den trauten Zirkel der Tischfreunde verschönerten noch des Oberrichters ausgezeichnete Gattin und wohlgebildete zwei schon erwachsene Töchter. Diese gefühlvollen Frauenzimmer hatten an Gottfrieds Geschichte, die dieser bei Tische nochmals erzählen mußte, innigen Antheil genommen, und die Thränen, die während der Erzählung in ihren Augen glänzten, machten ihren zartfühlenden Herzen Ehre. Auch machten

sie über Manches in der seltsamen Geschichte, das dem männlichen Scharfblicke entging, und nur dem tiefer fühlenden Gemüthe des Weibes selten entgehen kann, sehr treffende und erbauliche Bemerkungen. Auch sie waren es, denen es am Besten gelang, Gottfried, der immer noch nicht ganz froh und heiter geworden, zu beruhigen und aufzumuntern. Denn Gottfried schien unter seiner angenommenen Heiterkeit einen geheimen Kummer des Herzens zu verbergen, der zwar den Männern, aber den schärfer blickenden Frauenzimmern nicht entgangen war.

Als Gottfried seinen geheimen Kummer verrathen sah, so äußerte er ihn mit den Worten: „Ich wurde zwar heute vor Gericht von der Anschuldigung eines so entehrenden Vergehens freigesprochen und für unschuldig erklärt; aber werden das auch Alle thun, die mich, da der Schein so sehr wider mich war, für schuldig hielten? O, es hält schwer, sehr schwer, bis die Welt eine Meinung aufgiebt, woran sie einmal schon fest geglaubt hat. Ach, Mancher, der mich öffentlich keinen Dieb mehr nennen darf, wird doch im Herzen anders von mir denken und glauben. Denn Glaube und Meinungen lassen sich dem menschlichen Herzen nicht aufdringen. Ja, Mancher wird bei sich denken: man habe mich zwar des angeschuldigten Vergehens nicht überweisen können, und mich aus Freundschaft freisprechen wollen. Und somit lastet also der geheime Verdacht noch so lange auf mir, bis nicht der wahre Dieb mir gegenüberstehend der Welt meine Unschuld augenscheinlich an's Licht stellt. Ach, verehrteste Freunde und Gönner, dies ist der Grund meines gehei-

men Kummers, von dem ich nur durch den vollkommenen Sieg meiner Unschuld ganz befreit werden kann. Ich setze zwar mein ganzes Vertrauen auf Gott, der bisher mein Schicksal so wunderbar geleitet hat, und dessen allweisen Fügungen ich im Grunde Alles verdanke, was ich gegenwärtig bin und habe. O, ich hoffe fest, daß der liebe Gott auch noch diesen heißen Wunsch meines Herzens erfüllen, und meine Unschuld vor der Welt noch einmal vollkommen an's Licht stellen werde." Bei diesen Worten, die Alle für wahr und richtig fanden, standen Thränen in seinen Augen.

Man tröstete und beruhigte Gottfried einstimmig, indem man sein Vertrauen und seine Hoffnung mit ihm theilte.

„Guter Jüngling!" versetzte die verständige und menschenfreundliche Oberrichterin: „ich kenne Euch zwar erst von heute; aber Ihr dürfet mir glauben, daß ich recht von Herzen wünsche, daß Euch noch einmal die Freude werden möge, Eure Unschuld vollkommen gekrönt zu sehen. Allein unsere göttliche Religion lehrt uns, daß der Unschuld nicht immer hienieden, sondern oft erst jenseits am großen allgemeinen Gerichtstage, wo Alles, was hienieden verborgen geblieben, an's Licht kommen wird, der vollkommene Sieg zu Theil werde. Jedoch genießt der Unschuldige schon hienieden in seinem guten Bewußtsein und in der Achtung und Liebe aller Guten und Edlen einen Vorgeschmack jenes vollkommenen Siegs und Triumphs über die bösen Meinungen der Welt. Und dies wird sicher auch bei Euch eintreffen. Ja, jeder gutgesinnte Mensch, der Euch kennt, wird Euch achten und lieben, und

über das liebelose Urtheil der bösen Welt müsset Ihr starkmüthig hinausgehen. Und auch diese wird bald schweigen, wenn sie wahrnimmt, wie wenig Anklang ihr liebeloses Gerede findet. Seid daher, lieber Jüngling, nur frohen Muths, und werdet glücklich im stillen Kreise Eurer braven Anverwandten und Freunde, und empfanget meine Versicherung, daß auch wir Euch stets unter unsre hochschätzbaren Hausfreunde zählen werden."

Diese freundlichen Worte fanden Anklang in Gottfrieds Herzen, und trugen zu seiner Beruhigung und Aufheiterung sehr viel bei. Man erhob sich nun von der Tafel und begab sich in den Garten, um nach der Befriedigung des Magens auch Aug und Herz zu ergötzen an der Natur und Kunst. Denn der Garten hatte prachtvolle Anlagen, und Alles darin zeugte von feinem Geschmack und Kunstsinn. Eine erquickende und genußvolle Erholung!

Auf dem Rückwege in das Haus war die Rede von einer Räuberbande, die schon geraume Zeit die ganze Umgegend unsicher gemacht, und die erst kürzlich von zahlreichen Streifzügen ganz zersprengt worden war. Von dieser Bande waren mehrere Räuber eingefangen worden, darunter auch ein Jüngling, die nun in dieser Stadt eingekerkert waren. Da der Oberrichter Mehreres von dem jungen Räuber erzählte, wie er so ganz verstockt und zu keinem Geständnisse zu bringen sei, so ward es Gottfried ganz sonderbar zu Muthe, und ein unerklärliches Etwas drang seinem Herzen den unwiderstehlichen Wunsch auf, diesen jungen Räuber zu sehen. Er äußerte dem Oberrichter seinen Wunsch,

und dieser erklärte sich, daß Gottfrieds Wunsch noch diesen Nachmittag auf die schicklichste Weise erfüllt werden könne, weil um drei Uhr gerade dieser junge Räuber verhört werde. Wenn er und seine verehrten Freunde im Seitenzimmer des Verhörsaals ungesehen dem Verhör anwohnen wollen, so könnten sie durch das an der Thüre angebrachte kleine Fenster den jungen Räuber bequem sehen. Des Oberrichters Anerbieten wurde mit Dank angenommen. Gottfried konnte kaum die Stunde des Verhörs erwarten; aber der Grund davon war nicht sowohl Neugierde, als vielmehr ein Drang seines Herzens, den er sich nicht zu erklären wußte. Es war ihm nicht anders zu Muthe, als hinge von dieser Stunde seine volle Beruhigung über sein eigenes Schicksal ab.

Die bestimmte Stunde war gekommen, die Beamten begaben sich in den Verhörsaal, und die übrigen Gäste in das angewiesene Seitenzimmer. Nun ging die Thüre des Verhörsaals auf, und der verwilderte junge Räuber trat, seine Ketten schüttelnd, in den Saal. Die Verwahrlosung seines Herzens war auf seinem Angesichte unverkennbar abgeprägt. Mit einer gewissen Unerschrockenheit, fast Frechheit, kann man sagen, trat er neben der Seitenthüre, nach der er unwillkührlich seine Blicke richtete, vorüber und vor die Richter hin.

„Ach, großer Gott! was hab' ich gesehen?" rief im Seitenzimmer der Bauer von Isenbach mit Entsetzen aus. „Wenn ich meinen Augen trauen darf, so ist — ist — der junge Räuber — derselbe, der mich vor acht Jahren betrogen und bestohlen hat."

„O Himmel! wäre es möglich?!" riefen voll Er=

staunens auch die Uebrigen. Gottfried faltete die Hände, und sein ganzes Wesen war tief erschüttert. Der Oberrichter war dadurch aufmerksam geworden, und trat in das Seitenzimmer, um sich nach der Ursache des Geräusches zu erkundigen. Wie groß war auch sein Erstaunen über die Muthmaßung des Bauern von Isenbach, welche dieser schon für Gewißheit hielt! Der weise Oberrichter war schnell besonnen, und theilte leise den Uebrigen mit, was nun hier zu thun sei, um Gewißheit zu erhalten.

Als der Oberrichter in den Verhörsaal zurückgekommen war, trat er mit der ernsten Frage vor den jungen Räuber: „Junger Mensch, Ihr habt vor ungefähr acht Jahren, da Ihr selbst noch ein Knabe gewesen sein müsset, im Walde vor Sellnau *einen* andern Knaben, der im Grase schlief, des Geldes und eines Briefes beraubt — würdet Ihr den Beraubten, wenn er in diesem Augenblicke vor Euch stände, nicht wieder erkennen?“

Der junge Räuber ward über diese unverhoffte Frage sehr betroffen; und als die Seitenthüre aufging und Gottfried vor ihn trat, senkte er erblassend die Augen nieder.

„Ferner,“ fuhr der Oberrichter fort, „seid Ihr nach dieser schändlichen That mit dem geraubten Briefe nach Isenbach gegangen, und habt Euch bei einem reichen Bauern daselbst für eben den Gottfried, den Ihr im Walde beraubt hattet, und der nun vor Euch steht, ausgegeben; — würdet Ihr wohl auch diesen Bauern wieder erkennen, wenn er in diesem Augenblicke vor Euch stände?“

Die Seitenthüre öffnete sich abermals, und zum Schrecken und Entsetzen des jungen Räubers trat der Bauer von Isenbach mit einer Thräne im Auge vor denselben. Die Ueberraschung des Räubers war zu groß; er verlor alle noch übrige Fassungskraft, und war, an allen Gliedern zitternd, einer Ohnmacht nahe. Der neben ihm stehende Häscher mußte ihn fest halten, sonst wäre er umgesunken.

„Ich bin verrathen — will gestehen — Alles gestehen; nur lasse man mir Zeit dazu!“ sprach der junge Räuber weichern Herzens, und ein Thränenstrom entstürzte seinen Augen. Denn dieser außerordentliche Vorfall hatte sein nur verwahrlostes Herz so wundersam überrascht, daß sich die harte Rinde von demselben lösschälte, und es sich den Richtern offen mittheilte. Gottfried und der Bauer waren bis zu Thränen gerührt; selbst auch die Richter, die dem jungen Räuber bis dahin nur als einen verstockten Sünder kannten, waren weich gestimmt und mit innigem Mitleid erfüllt.

„Ja, Herr Oberrichter!“ sprach mit einiger wiedererlangter Fassung der junge Räuber: „ich bin es, der den schlafenden Knaben im Walde vor Sellnau beraubte; ich bin es auch, der — der zu Isenbach — die 200 Thaler ge — gestohlen hat.“ Hier erstickten Thränen seine Worte — es waren wirklich Thränen der bittersten Reue. Sein Antlitz wurde immer blasser, und da der menschenfreundliche Oberrichter eine Ohnmacht bei ihm befürchtete, und man ja Alles wußte, was man für jetzt hatte wissen wollen, so mußten die Häscher den Unglücklichen wieder in den Kerker zurück-

führen. Gottfrieds Gefühle, mit Freude, Dank, Wehmuth und Mitleid gemischt, kann meine Feder nicht schildern; eben so wenig die Freude Oswalds und die aller seiner Freunde und Gönner.

„Nun, mein lieber Gottfried — mein Sohn! bin ich wieder ganz glücklich, da es du auch wieder bist. Deine Unschuld feiert heute einen vollkommenen Sieg. Und so hat es der liebe Gott gefügt!“ sprach Oswald voll des innigsten Entzückens. „Ihm sei Lob, Preis und Dank!“ fügten der Prior und der Pfarrer unter Freudenthränen bei.

Und die Uebrigen sprachen im Herzen ein frommes Amen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Bekehrung des jungen Räubers.

Während in der Stadt bei Gottfrieds Angelegenheiten Alles nach Wunsch von Statten ging und so erfreulich endete, verlebte Gertrud, Oswalds engelgute Tochter, einen angstvollen und peinlichen Tag. Sie weinte manche Thräne, und flehte mit Inbrust des Herzens zu Gott um einen glücklichen Ausgang für ihren geliebten Gottfried. Schon dreimal war sie mit Gottfrieds Hündchen, das ihrer Pflege anvertraut worden, und das sie auf den Händen trug, vor das Dorf hinausgegangen, und hatte einen niedrigen Hügel erstiegen, von wo aus sie fast bis zur Stadt hin sehen konnte. Und dreimal schon war sie mit angstvoller Seele und thränenvollen Augen wieder heimgekehrt,

weil die Theuren, die sie mit so banger Sehnsucht erwartete, sich noch nirgends erblicken ließen.

Jetzt erstieg sie zum Viertenmale den Hügel, und welches Entzücken! sie erblickte unfern den bekannten Reisewagen, und mit der Schnelligkeit eines jungen Rehes eilte sie mit dem Hündchen den Hügel hinab, den Kommenden entgegen.

„Liebes Hündchen! sie kommen; lieber Philo, dein Herr kommt!“ rief das gute Mädchen wiederholt, und verdoppelte seine Schritte. Nun war der kleine Philo, der schon am ersten Tage Heimweh nach seinem Herrn bekommen hatte, nicht mehr festzuhalten, sondern hüpfte vom Arme des Mädchens herab, und eilte so schnell, wie ein Häschen, seinem Herrn entgegen, dessen Stimme er schon von Ferne erkannt. Das treue Hündchen heulte vor Freude, und Gottfried, dessen Verlangen nach ihm selbst auch groß war, nahm es zu sich in den Wagen. Wie glücklich war das gute Thierchen auf dem Schooße seines Herrn, der seine Liebkosungen freudig erwiederte!

Endlich war auch Gertrud tiefathmend beim Wagen angelangt. Wie groß war ihre Freude, wie dankte sie Gott in ihrem Herzen, als sie die fröhliche Botschaft vernahm, daß Gottfried nicht nur frei, sondern auch seine Unschuld vollkommen an's Licht gekommen sei! Sie vergoß Thränen der seligsten Freude.

Diese fröhliche Botschaft war recht bald im ganzen Dorfe bekannt, daß Gottfried ein reicher Erbe geworden, und nun im Stande sei, seinen unglücklichen Onkel der Armuth zu entreißen, und wieder glücklich zu machen. Und Oswalds Feinde, die aus Schadenfreude

und Rachsucht die Urheber von Gottfrieds Leiden waren, schämten sich ihrer Liebelosigkeit, und wurden der Gegenstand des allgemeinen Tadels und der Verachtung Vieler. Doch Gottfried, der gutherzige Jüngling, hatte ihnen schon Alles von Herzen verziehen.

Während sich an diesem Abende Gottfrieds Anverwandte und Freunde ganz der Freude hingaben, war Gottfried im Innersten seines Herzens noch über Etwas betrübt; weshalb er noch nicht ganz froh und heiter sein konnte. Der unglückliche junge Räuber war's, der sein ganzes Mitleid, seine volle Theilnahme besaß. Dessen Jugend, dessen reuevolle Thränen und offenes Geständniß hatten einen tiefen Eindruck auf seine gefühlvolle Seele gemacht. So oft er sich Mühe gab, recht froh und heiter zu sein, so trat das Bild des jungen Räubers wieder lebhaft vor seine Seele, und seine Freude war getrübt.

„Ach, wie sehr geht mir das Unglück des Jünglings, der noch so jung und schon ein Räuber ist, zu Herzen!“ sprach Gottfried endlich zu seinem Onkel, und eine Thräne des Mitleids stand in seinem Auge. „Noch so jung, und schon ein Räuber! Es spricht etwas für ihn in meiner Brust, das ich mir nicht recht erklären kann. Ach, seine Thränen, seine Blicke waren mir Zeugen eines Herzens, das nur Mitleid und Theilnahme verdient. Der arme, unglückliche Jüngling ist gewiß keiner von jenen Räubern, die aus eigener Schuld, aus freiwilliger Schlechtigkeit, ein so entehrendes Handwerk treiben. Wenn er schon als Kind eine Waise geworden, arm, verlassen und ohne gute Erziehung in böse Gesellschaft gerathen,

und so durch lauter schlechte Beispiele mit hinein in's Laster gezogen worden ist — ach, wer könnte da den unglücklichen Jüngling verdammen? — Mein Herz kann und thut es nicht. Ich bin ja auch eine Waise, und wer weiß, was aus mir hätte werden können, wenn mich meine seligen Eltern nicht so gut und fromm erzogen hätten, und ich nicht so glücklich gewesen wäre, immer nur unter guten Menschen zu leben, deren gute Grundsätze ich einsog, und deren edlen Handlungen ich nachahmte? Also nur der göttlichen Vorsehung und diesen guten Menschen verdanke ich mein Glück. Nun aber hoffet mein Herz, daß Gottes allerbarmende Liebe diesen gefallenen Jüngling noch nicht ganz verlassen haben mag. Ja, die Gnade Gottes hat heute offenbar sein Herz zur Reue gerührt; das bezeugten seine Thränen, sein reuevolles Geständniß. Ach, wenn eine gänzliche Bekehrung ihn Gott und der Tugend zurückgeben würde! dann, ja dann wäre ich wieder recht von Herzen froh und glücklich." —

„Lieber Gottfried! mein Sohn! — wie rührt mich dein gutes Herz!" rief Oswald mit einer Thräne der Rührung und des Mitleids im Auge, und schloß den edlen Jüngling in seine Arme, an seine Brust. „Ja, lieber Gottfried, dein menschenfreundliches Urtheil ist auch das meinige. Auch ich bedauere von Herzen den unglücklichen Jüngling, und hoffe und wünsche seine Bekehrung, seine Rückkehr zu Gott und zur Tugend. Wir wollen daher für ihn beten, daß der barmherzige Gott seine Bekehrung beginne und vollende."

Als Gottfried in sein Schlafgemach kam, dankte

er Gott auf den Knieen, daß er sein Schicksal so wunderbar geleitet, und ihn und seine Unschuld gerettet. Und mit demselben Vertrauen, mit dem er am heutigen Morgen für sich zu Gott gefleht, flehte er auch jetzt für die Rettung des jungen Räubers. Im Gedanken an die mögliche Bekehrung des unglücklichen Jünglings schlief er ein, und träumte die ganze Nacht nur von ihm. Der Wunsch, Etwas zu seiner Bekehrung, Besserung uud seinem künftigen Glücke beitragen zu können, stand so lebhaft vor seiner Seele, daß er nach seinem Erwachen der Hauptgegenstand seines heißen Gebetes war.

Schon frühe wurde Gottfried zum Herrn Pfarrer gerufen, und beim Eintritt in dessen Zimmer war er nicht wenig erstaunt, als er daselbst einen Boten aus der Stadt erblickte. Der Pfarrer überreichte Gottfried einen Brief, der vom Oberrichter kam, und dessen Inhalt ganz nach dem Wunsche seines Herzens war. Beim Durchlesen desselben trat eine Thräne in sein Auge.

Der Oberrichter meldete Folgendes: Der junge Räuber zeige sich seit dem gestrigen seltsamen Auftritte so reuevoll, daß er die ganze Nacht durchweint, und wiederholt gebeten habe, der unschuldige Gottfried und der Bauer von Isenbach möchten doch so barmherzig sein, und ihn noch Einmal besuchen. Denn er habe ihnen so Vieles abzubitten, und so Vieles zu verdanken, daß er nicht eher Ruhe finde, bis er sie sehe und seine Pflicht erfüllen könne. Wenn auch die andern Herrn mitkommen wollten, so würde es vollkommen nach seinem Wunsche sein, weil er aus ihrem Munde Be=

lehrung und Trost erwarten dürfe. Der Bitte des jungen Räubers fügte der menschenfreundliche Oberrichter noch die seinige bei, daß seine verehrten Freunde den Wunsch des Unglücklichen noch heute gefälligst erfüllen möchten. Aus diesem Grunde habe er den Boten so frühe nach Bürgendorf abgesendet.

Diese Nachricht war nicht nur Gottfried und dem Bauern von Isenbach, sondern auch Oswald und den beiden geistlichen Herrn, nach Wunsch willkommen. Denn Alle hatten Mitleid mit dem Unglücklichen, und wünschten von Herzen seine Bekehrung und Besserung. Es freuete sie daher sehr, daß ihr Wunsch in Erfüllung zu gehen begann, und sie waren augenblicklich bereit, zur Beruhigung des reuigen Sünders ihr Möglichstes beizutragen.

Gleich nach dem Frühstück wurde angespannt, eingesessen und nach der Stadt gefahren. Diesmal nahmen sie auch Gertrud sammt dem kleinen Philo mit, und um zehn Uhr Vormittags hielt schon der Wagen vor dem Hause des Oberrichters, der Alle als willkommene Gäste mit wahrer Freude empfing. Nachdem sie im Hause ihre Aufwartung gemacht, begaben sich Alle, außer Gertrud, die mit dem Hündchen zurückblieb, in den Kerker des jungen Räubers. Ein Gerichtsdiener war ihr Führer.

Der Kerker ward geöffnet, die Ersehnten traten ein. Aber welch ein schauerlicher und zugleich rührender Auftritt! Das Rasseln der Ketten und das Weinen des Unglücklichen machte auf das Gemüth der Eintretenden einen ganz eigenen Eindruck. Auf den Knieen und unter Thränen bat der reuevolle Jüngling um

Verzeihung. Gottfried und der Bauer aus Isenbach reichten ihm, bis zu Thränen gerührt, die Hand zur Versöhnung, welche der unglückliche Jüngling feurig küßte und mit Thränen benetzte. Diese Beiden, wie auch die Uebrigen, suchten ihn zu trösten und zu beruhigen; was ihnen auch so ziemlich gelang.

Mit mehr Fassung und Ruhe begann der reumüthige Räuber so zu sprechen:

„Ich bin ein Räuber, und deshalb nicht würdig, in der Gesellschaft eines so edlen, unschuldigen Jünglings und so verehrungswürdiger Männer länger weilen zu dürfen. Nur mit Schüchternheit wage ich es, das so ehrwürdige Angesicht dieses frommen Greises zu schauen. Ach, es ist ein peinliches Gefühl, wenn man vom eigenen Herzen verurtheilt wird. Doch es war einmal eine Zeit, wo ich mit schuldlosem Herzen und mit offener Stirne Jedermann in's Angesicht schauen konnte. O, wie glücklich war ich damals, und wie unglücklich bin ich jetzt!“ —

„Ach, lebten meine Eltern noch! dann wäre ich gewiß nie geworden, was ich jetzt bin. Die Theuren waren so gut, so fromm; und so, wie sie, wäre ich wahrscheinlich auch geworden. Meine seligen Eltern waren arm, aber ehrlich, arbeitsam und von Jedermann geachtet. Ihr zu früher Tod war mein Unglück, der Anfang meines jetzigen Elends. Im siebenten Jahre verlor ich schon den Vater, und im neunten die Mutter. Ach, ich kann ohne Schmerz und Thränen und ohne die bittersten Vorwürfe nicht zurückblicken in die glückseligen Jahre meiner Kindheit, wo ich noch so unschuldig war, und so herzlich beten konnte.

Wie wohl war es mir an der Seite der lieben Mutter; wie glücklich war ich in der Schule, und wie froh und heiter bei den Spielen mit meinen Kameraden!

Damals konnte ich noch ruhig schlafen, mit gutem Gewissen gen Himmel blicken; aber jetzt — ach, jetzt!" Hier unterbrachen Thränen seine Worte.

„O Mutter, theure Mutter!" so begann der Unglückliche wieder: „wie bitter und schmerzlich sind die Vorwürfe meines eigenen Herzens, wenn ich mich wieder an die guten Lehren und Ermahnungen erinnere, die Ihr mir gegeben habt! O wendet den Fluch von mir ab, den ich deshalb verdiente, weil ich so undankbar, so schändlich war, und Eurer Lehren so bald vergessen konnte!" —

„Auch euch, ihr mitleidsvollen Männer, bitte ich, daß ihr für mich zu Gott flehen wollet, damit er sich meiner erbarme, und den verdienten Fluch von mir abwende. O ich will mich bekehren, ein besserer Mensch werden! Wenn nur auch Gott mich wieder aufnimmt! Aber ach! ich bin's nicht würdig, hab' schon so viel Böses, so viel Uebels gethan." — —

„Wie so unvermuthet, wie so bald bin ich doch ein lasterhafter Mensch geworden! Ach, wie hätte ich damals geglaubt, als ich mit andern bösen Knaben die ersten Kirschen stahl, daß ich so bald ein Räuber würde? Aber ich wäre es vielleicht doch nicht geworden, wenn ich nach dem Tode meiner Mutter nicht das Unglück gehabt hätte, unter gottlose Menschen zu gerathen. Ich kam als Hirtenknabe zu einem reichen Bauern, der viele Rinder und Schafe hatte. Es war schon ein größerer Hirtenknabe da, als ich in

jenes Haus kam. Und dieser elende Mensch — o, ich möchte ihn in die Hölle verwünschen! aber nein, ich will ihm nicht fluchen — dieser Mensch war mein erster Verführer. Da ich erst neun Jahre alt war, so konnte es diesem gottlosen Knaben leicht gelingen, mein ganzes Herz zu verderben. Ach, es war ihm auch gelungen. Mit ihm beging ich bald allerlei kleine Diebstähle, und dann immer größere und größere, bis ich ein ausgelernter Dieb war. Bald hörte ich auf zu beten, ging selten in die Kirche; denn dort war ich nicht gerne, weil mir jedesmal die Lehren und Ermahnungen der seligen Mutter wieder einfielen, und mein Herz unruhig machten. O ich elender Thor! habe geglaubt, man könne der Strafe des Gewissens entgehen, wenn man nur nicht auf dessen Stimme höre. Und gerade dadurch habe ich meine Schuld und Strafe vermehrt.

Mein Verführer und ich trieben das Unwesen so lange, bis wir endlich auf einem Diebstahle ertappt wurden. Mein Kamerad wurde festgehalten, aber ich war entronnen. Ich irrte mehrere Tage, wie ein verscheuchtes Wild, von einem Walde in den andern. Bei Tag verkroch ich mich in dichte Gebüsche, und nur bei Nacht streifte ich umher. Wilde Beeren waren meine Nahrung, und Wasser aus irgend einem Bächlein, oder einer Quelle mein Trank. Ich mußte aber dennoch öfters schrecklich Hunger und Durst leiden; am meisten aber quälten mich die Furcht und Angst vor Nachstellung. Das geringste Geräusch schreckte mich auf, und das erwachte Gewissen, wie die furchtbaren Träume verfolgten mich überall. Da

dachte ich zum Erstenmale wieder an meine seligen Eltern; aber diese Erinnerung erfüllte mich ebenfalls mit Schrecken. Denn Tag und Nacht stand ihr Bild drohend vor mir. Ich weinte und fing an zu beten, machte gute Vorsätze, und verwünschte meinen Verführer. Jetzt wurde es mir wieder leichter und wohler um's Herz. Ich war entschlossen, in einer Gegend, wo man mich nicht kennen würde, einen Dienst zu suchen, und wieder ein braver und rechtschaffener Mensch zu werden. Ach, wie that dieser gute Gedanke, der gewiß von Gott kam, meinem beängstigten Herzen so wohl! O wäre ich doch meinem Vorsatze treu geblieben!" Hier trocknete der Unglückliche die frischen Thränen ab, und seine Zuhörer standen, im Gemüthe tief ergriffen, vor ihm; aber sie schwiegen noch, weil sie den Erzähler nicht unterbrechen wollten. Dieser fuhr in seiner Erzählung wieder fort.

„Mir erging es, wie einem Schuldenmacher, der, um die kleinern Schulden zu bezahlen, größere macht, bis er endlich so tief hineinkommt, daß er sich nicht mehr zu helfen weiß, und sich dann der Verzweiflung in die Arme wirft. Ich hatte schon zwei Tage Nichts mehr gegessen, und der Hunger quälte mich schrecklich. Da verließ ich im Walde vor Sellnau gegen Abend meinen Versteck, wozu mich der quälende Hunger trieb. Ach, da war es nun, daß ich den schlummernden Knaben unter einer Eiche fand. Ich erblickte ein Bündelchen unter seinem Kopfe, und mein heißgieriger Hunger ließ mich vermuthen, daß ich etwa einige Eßwaaren darin finden könnte. Nun waren alle meine guten Vorsätze plötz-

lich vergessen, und ich stürzte mich auf's Neue dem Laster in die Arme. Ich zog das Bündelchen behutsam unter dem Kopfe hervor, und der tiefe Schlaf des Knaben begünstigte meinen neuen Raub. Aber ich fand nicht, was ich suchte. Da ich aber im Bösen schon so weit gegangen, so ging ich auch noch weiter. Ich plünderte den armen Knaben aus, und ließ ihm Nichts, als zwei Bücher und die Kleider am Leibe. Mit dieser Beute floh ich tiefer in den Wald hinein. Da ich wieder in meinem frühern Elemente lebte, und der alte gottvergessene Dieb war, hatte ich für diese Augenblicke nicht mehr an meinen Hunger gedacht. Ich dachte nur an meine Beute und an die Flucht.

Als ich mich in Sicherheit wähnte, erbrach ich den geraubten Brief, und der Inhalt desselben erregte in meiner Brust einen neuen Plan. Da ich schon oft in Bürgendorf gewesen, und Manches daraus zu erzählen wußte, so faßte ich den Entschluß, nach Isenbach zu gehen, und mich für den wahren Gottfried auszugeben, obwohl ich selbst auch so heiße. Wie mir dieser gottlose Streich gelungen, ist Euch schon bekannt. Obwohl mein neuer Hausherr den Betrug noch nicht merkte, so war es mir doch nicht ganz wohl bei der Sache. Die öftern Verlegenheiten, in die mich die mancherlei Fragen meines Herrn versetzten, und der Gedanke, daß der wahre Gottfried doch noch kommen könnte, bereiteten mir unruhige Tage. Doch es verging ein Tag um den andern, und der wahre Gottfried kam nicht. Dies hatte mich etwas beruhigt, aber sicher hielt ich mich noch immer nicht.

Da man mich in diesem Hause so liebreich behandelte, und täglich mit neuen Wohlthaten überhäufte, so wollte die Reue in meinem Herzen wieder rege werden. Aber ich Verworfener unterdrückte sie, da mich das Laster schon fester umstrickt hatte.

In diesen Tagen nahm mich mein Wohlthäter mit sich in die nächste Stadt, weil er mir damit eine neue Freude machen wollte. Da war es nun, guter, unschuldiger Gottfried, wo ich Euch auf dem Fruchtmarktplatze wieder sah, und im ersten Augenblicke wieder erkannte. Wie ich Euch da mit den beiden Briefen belogen und betrogen habe, ist Euch bekannt. Ich habe beide Briefe verbrannt. Doch der Gedanke, daß Ihr nochmals nach Bürgendorf schreiben und mich somit doch verrathen könntet, machte mir neue Unruhe. Ich war nun auf Flucht bedacht. Und diese unternahm ich am vierzehnten Tage meines Aufenthalts mit einem schrecklichen Vergehen.“ —

„O guter, edler Mann!“ — mit diesen Worten wandt sich der junge Räuber an den Bauern von Isenbach; „mein schändlicher Betrug, mein Undank muß Euch mehr geschmerzt haben, als der Verlust der 200 Thaler, die ich Elender Euch gestohlen. Ach, ich habe Euch schrecklich beleidigt, und habe Eure großmüthige Verzeihung nicht verdient. Und daran, daß dies Vergehen für den unschuldigen Gottfried eine Quelle vieler Leiden werden könnte, habe ich in meiner Verblendung gar nicht gedacht. So schrecklich und nicht zu berechnen sind die Folgen des Lasters!“

Auf meiner Flucht fiel ich unter Räuber, und so wurde der Räuber von Räubern geplündert. Diese Räuber bildeten eine große Bande, und da ich Lust zeigte, bei ihnen zu bleiben, wurde ich als Mitglied aufgenommen. Nun war ich in der rechten Schule des Lasters; hier hatte ich Gelegenheit, mich noch vollends in aller Schlechtigkeit auszubilden. Ach, was fand ich da für gottlose Menschen! In der Hölle kann es nicht ruchloser zugehen, als in jener Räuberhöhle, die ich mit ihnen etliche Jahre bewohnte. Aber so geht's mit dem Menschen, wenn er einmal Gott ganz verlassen hat. Die Räuberhöhle, wie die Gesellschaft der ruchlosen Menschen, kam mir bald nicht mehr so schrecklich vor. Mein Gewissen schwieg; nur hie und da, in einsamen Stunden, regte es sich, um mich als strafender Richter zu quälen. Unter dieser Bande half ich viel Böses verüben; nur Eines habe ich nie gethan, und konnte ich nie thun — nämlich Blut habe ich noch keines vergossen, und half auch nie solches vergießen. Vor einer Mordthat empörte sich mein ganzes Innere. Aber ich wäre sicher auch noch zu einem Mörder reif geworden, wenn die Gewalt der Gerechtigkeit unserm schändlichen Leben nicht ein Ende gemacht, und mich, nebst vielen andern Räubern, gefangen genommen und eingekerkert hätte.

Alle übrigen Räuber gestanden ihre Verbrechen, und wurden, bis auf Einen, zum Tode verurtheilt. Ich allein läugnete, bis auf die gestrige Stunde, die mir unvergeßlich bleibt; aber nicht aus Verstocktheit, wie der Herr Oberrichter meint, sondern nur aus Furcht vor dem schrecklichen Tode am Galgen. O, es hat

meine Thränen von so vielen schlaflosen und qualvollen Tagen und Nächten Niemand gesehen, als Gott, den ich so schrecklich beleidigt und ganz vergessen hatte, der aber mich nie ganz vergaß. Ja, seit gestern glaube ich fest, daß Gott meine Bußthränen nicht verschmähen, und mich reuigen Sünder nicht verstoßen werde. Ach, wenn ich wieder mit Gott und meinem Gewissen ausgesöhnt bin, fürchte ich den Tod nicht mehr. Ich will ihn als wohlverdiente Strafe betrachten. O, wenn ich nur all' das geübte Böse ungeschehen machen könnte, und noch so unschuldig und tugendhaft wäre, wie dieser Jüngling da!" Damit endete der reuevolle Räuber seine Erzählung, und Thränen aufrichtiger Reue entrannen seinen Augen.

Auch den Uebrigen, insbesondere Gottfried, standen schon lange die hellen Thränen in den Augen. Sie suchten ihn zu trösten und zu beruhigen, was ihnen auch gelang. Am heilsamsten wirkten die Trostgründe der göttlichen Religion auf das Gemüth des bußfertigen Sünders. Sie versprachen ihm, alles Mögliche dazu beizutragen, damit er der menschlichen Gesellschaft und dem Himmel wieder zurückgegeben würde. Als sie ihm sagten, daß sie ihn nun wieder allein lassen müssen, da weinte er überlaut, umfaßte ihre Kniee, bat nochmals um ihre Verzeihung, dankte herzlich für das Werk der Barmherzigkeit, und empfahl sich in ihr tägliches Gebet. Dem guten Gottfried brach beim Abschied vor Mitleid fast das Herz.

Fünfzehntes Kapitel.

Uneigennützigkeit und Edelmuth.

Als Gottfried und seine Freunde aus dem Kerker des jungen Räubers zum Oberrichter und seiner Familie zurückkamen, so lasen diese schon deutlich auf ihrem Antlitz, was in ihrem Innern vorgegangen. In Gottfrieds Auge zitterte noch eine Thräne, ein sprechender Zeuge von seinem zartfühlenden und mitleidsvollen Herzen. Der gute Jüngling war durch das, was er gesehen und gehört, noch so tief erschüttert, daß er lange nicht zu Worten kommen konnte. In stummer Rührung und in sich gekehrt dachte er immer nur an den unglücklichen Jüngling im Kerker, und sann über Mittel nach, wodurch jener gerettet werden könnte.

Während sich Gottfried mit seinem Plane beschäftigte, gab der Prior die Erzählung des jungen Räubers wieder. Der ehrwürdige Greis erzählte ganz treu, aber so rührend, daß nicht nur den anwesenden Frauenzimmern, sondern selbst auch dem Oberrichter eine Thräne des Mitleids in das Auge trat.

„Ach, der arme, unglückliche Jüngling! — die schändlichen Verführer! Gut, daß der Verführte Reue fühlt, und sich wieder bekehrt! „riefen die mitleidsvollen Frauenzimmer, und trockneten eine Thräne vom Auge, die nicht dem Räuber, sondern dem verführten und reuevollen Büßer geflossen.

„Ja, so kann er gerettet — so kann ihm geholfen werden!" rief Gottfried, wie aus einem Traume erwachend und sich allein im Zimmer wähnend.

Er erschrack über sich selbst, und die Blicke Aller, die nur auf ihn geheftet waren, setzten ihn augenblicklich in eine nicht geringe Bewirrung. Doch suchte er sich schnell wieder zu fassen, und entschuldigte sich höflich, daß er, aus lauter Theilnahme am Unglück des Räubers sich vergessend, den Anstand verlezt habe.

„Seid deshalb beruhigt, lieber Gottfried!" erwiederte freundlich der Oberrichter; „Fehler dieser Art sind leicht zu verzeihen, und Eure augenblickliche Vergessenheit macht zudem Euerm Herzen noch Ehre. Habt daher die Güte, uns den löblichen Plan, den Ihr so eben zur Rettung des jungen Räubers entworfen zu haben scheinet, auch mitzutheilen."

„Hochverehrter Herr Oberrichter!" erwiederte erröthend der bescheidene Jüngling: „Sie werden verzeihen; es wäre sehr unbescheiden von einem jungen Menschen, wenn er vor so erfahr'nen Männern seine bloße Meinung für einen maßgeblichen Plan ausgeben wollte. Mein voriger begeisterter Ausruf war nur Vergessenheit; denn ich wähnte in meiner Träumerei allein zu sein. Wenn Sie jedoch meine unmaßgebliche Meinung zu vernehmen wünschen, so will ich sie mittheilen." Alle wünschten sie zu hören, und Gottfried begann.

„Aus der aufrichtigen und offenherzigen Erzählung des jungen Räubers stellt sich klar heraus, daß er kein Bösewicht, sondern ein bedaurungswürdiges Opfer einer schändlichen Verführung, und von seiner sicht=

barlichen Reue noch zu erwarten sei, daß er mit der Zeit wieder ein braver Mensch und ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden könne. Und da kein Mord auf seinem Gewissen lastet, und eigentlich kein Ankläger gegen ihn auftritt, sondern weiter Nichts wider ihn spricht, als daß er zugleich mit den übrigen Räubern, die selbst nicht wider ihn zeugten, verhaftet worden war; so meine ich, daß auf dem Wege der Gnade noch Rettung für ihn zu hoffen wäre. Ich hoffe dies um so mehr, da wir einen so guten, vortrefflichen Fürsten haben, von dessen Großmuth und Edelsinn ich schon so viel erzählen hörte. Ach, verehrter Herr Oberrichter! dieser Gedanke war's, der mich vorhin so begeistert und in meiner Brust den Entschluß erregt hatte, Sie um ein Empfehlungsschreiben zu bitten, damit selbst in die Residenz zu eilen, mich dem edlen Fürsten zu Füßen zu werfen, und dem unglücklichen Jünglinge Gnade — Leben und Freiheit zu erflehen. O, der edle, menschenfreundliche Fürst wird gewiß meinen Bitten, meinen Thränen Ohr und Herz nicht verschließen, sondern Gnade für Recht ergehen lassen."

„Ja, edler, vortrefflicher Jüngling! das wird er, und wenn er's nur thäte, um dein edles Herz zu belohnen," rief der Prior, der ehrwürdige Greis, und schloß mit einer Thräne im Auge den hochherzigen Jüngling in seine Arme, an seine Brust.

„Ja, das wird er, unser guter, edler Fürst!" fügten einstimmig auch die Uebrigen bei.

Der Oberrichter nahm dann gerührt das Wort, und billigte Gottfrieds Plan, indem er versprach, sein

Möglichstes dazu beizutragen. Der ehrwürdige Prior, der in der Residenz, sogar am fürstlichen Hofe, mächtige Freunde hatte, machte sogar das Anerbieten, Gottfried selbst in die Residenz zu begleiten, den gewichtigen Einfluß seiner Freunde in Anspruch zu nehmen, und beim Fürsten Gottfrieds Bitte in eigener Person zu unterstützen. Wie groß war Gottfrieds Freude und Dank, und wie innig war die Theilnahme der Uebrigen, insbesondere der gefühlvollen Frauenzimmer, deren Mitleid mit dem unglücklichen Räuber eben so groß war, als die Theilnahme an dem Edelsinne Gottfrieds und des ehrwürdigen Priors! Sie wünschten von Herzen, daß die großmüthigen Fürsprecher beim Fürsten eine huldreiche Audienz, und der reuevolle Räuber Gnade finden möge.

Die Stunden nach dem Mittagmahle, die sonst gewöhnlich der Erholung gewidmet sind, wurden einem Werke der Barmherzigkeit geweiht, und die Schrift an den Landesfürsten verfaßt. Sie war so günstig, und doch der Wahrheit gemäß, abgefaßt, daß sie bei der Uebergabe zweier so edlen Fürbitter an einen so großmüthigen Fürsten, der nur das Beste seiner geringsten Unterthanen will, nur einen guten Erfolg erwarten ließ. Jedoch von Allem, was man schon gehan und noch thun wollte, durfte der unglückliche junge Räuber noch Nichts erfahren.

Schon am andern Tage reiseten der ehrwürdige Prior und Gottfried nach der Residenz, wo sie glücklich ankamen. Der Prior wurde von seinen angesehenen Freunden ehrenvoll aufgenommen, und ihrer Verwendung beim Fürsten versichert. Schon am zweiten

Tage nach ihrer Ankunft in der Residenz erhielten der Prior und Gottfried beim Fürsten Audienz. Der Fürst war auf Alles schon vorbereitet, günstig gestimmt, und die beiden Fürsprecher wurden von ihm huldreichst empfangen.

Die Bittschrift, noch mehr aber die Uneigennützigkeit und der Edelmuth der Fürbitter hatten den Fürsten innig gerührt. Er ließ von Gottfried seine ganze Geschichte erzählen, wünschte sogar Moritzeus Vermächtniß zu lesen. Gottfried, der es glücklicherweise bei sich hatte, übergab es dem Fürsten, der es selbst las, und am Schlusse desselben gerührt ausrief: „Ein seltsames Vermächtniß! vortreffliche Menschen! Möchte doch in jeder Familie meines Landes ein solches Sparkästchen eingeführt, und alle meine Unterthanen so brav und edel sein, wie Moritz und Marianne!"

Die ganze Geschichte war dem Fürsten so merkwürdig, daß er den ehrwürdigen Prior bat, dieselbe aufzuzeichnen und ihm schriftlich zu übersenden. Und um Gottfrieds Edelsinn einigermassen zu belohnen, gewährte er nicht nur dessen Bitte, sondern schmückte seine Brust noch mit einem goldenen Ehrenzeichen. Meine Feder kann Gottfrieds und des Priors Freude nicht schildern.

Der Oberrichter und seine Familie, wie der Pfarrer von Bürgendorf und Gottfrieds Anverwandte hatten über diesen so glücklichen Ausgang eine namenlose Freude. Gottfried wollte dem begnadigten jungen Räuber den Dank ersparen, und mit Oswald und Gertrud, die er nie wieder von sich ließ, in das stille Florheimer-Thälchen zurück, mit dem frohen

Bewußtsein, daß ein Verirrter wieder Gott und der Tugend zurückgegeben sein werde.

Sechszehntes Kapitel.

Das Hochzeitfest.

Gottfried war mit seinen theuren Anverwandten, denen der Abschied von der geliebten Heimath, und die Trennung von Freunden und Wohlthätern heiße Thränen gekostet, im Florheimer=Thälchen glücklich angekommen. Wie war die gute Katharine, Gottfrieds Haushälterin, bei ihrer unverhofften Ankunft überrascht, und wie innig war ihre Freude, als sie vernahm, daß die beiden Gäste Gottfrieds nächste Anverwandten seien, und für immer hier bleiben werden!

„Nun wird mein guter Herr auch wieder froher und heiterer werden!" rief Katharine treuherzig aus: Aber bei dem Gedanken, daß sie nun als eine überflüssige Person entlassen werde, und wieder nach Florheim zu ihrer vorigen Armuth zurückkehren könne, traten ihr die hellen Thränen in die Augen. Gottfried schien die Gedanken ihres Herzens auf ihrem Angesichte zu lesen, und sprach daher zu ihr: „Katharine, Ihr waret die Freundin meiner seligen Pflegemutter; seid es nun auch bei meiner lieben Gertrud, und bleibet bei uns, so lange es Euch gefällt! Wir alle werden uns Mühe geben, daß es Euch recht lange, ja Euer Lebenlang bei uns gefallen soll."

So viel Liebe und Freundschaft hatte die gute

Katharine nicht erwartet; sie schloß entzückt das Mädchen in ihre Arme und weinte vor Freuden. Sie fand augenblicklich keine Worte, um ihren Dank und ihre Freude auszudrücken; aber ihre Thränen waren die sprechendsten Zeugen ihres dankbaren Herzens.

Oswald und Gertrud waren in dem stillen Thälchen, und in der so bequemen, friedlichen Wohnung bald einheimisch, wo ihnen das schönste Lebensglück wieder zu blühen begann. Nicht sowohl Gottfrieds Wohlhabenheit, als vielmehr seine unbegrenzte Liebe und Anhänglichkeit machten sie so froh und glücklich. O, wie herzlich dankten die Glücklichen in ihrem Gebete dem allgütigen Gott, dem eigentlichen Urheber ihres Glückes, und wie oft gestanden sie dem edlen Gottfried, der nur in ihrem Glücke das seinige fand, daß sie wieder recht glücklich seien, und seine Liebe ewig nie vergelten können! Aber Gottfried, der edle Jüngling, hatte den schönsten Lohn schon darin gefunden, daß es ihm gelungen war, seine theuren Anverwandten wieder glücklich zu sehen. Er träumte wohl von einem noch höhern Glücke, aber sein Herz zitterte bei dem Gedanken daran, und sein Mund getraute es kaum auszusprechen.

Gertrud, das gute, engelreine Mädchen, merkte wohl, was in Gottfrieds reiner Brust vorgegangen war. Denn auch ihre Brust verschloß ein ähnliches Geheimniß. Katharine, ihre Vertraute, wurde bald in dies Geheimniß eingeweiht. Auch Gottfried offenbarte die geheimen Wünsche seines Herzens dem Onkel; es kam beiderseits zu Geständnissen; der weise Prior, der in allen ihren Anliegen ihr Rathgeber war, gab

seinen Beifall, und — Gottfried und Gertrud wurden verlobt. Da aber ihre eheliche Verbindung in der Blutsverwandtschaft ein Hinderniß fand, so wendete sich der Prior selbst an den Bischof, der ihnen dann die kirchliche Dispens ertheilte. Das hohe, reine Glück der Verlobten kann meine Feder nicht schildern; eben so wenig Oswalds unaussprechliche Freude, die sein bescheidenes Herz nicht erwartet hatte.

„Ach, wenn meine selige Frau, mein Georg und mein Joseph noch lebten, und meine Freude, mein Glück mit mir theilen würden, ach dann bliebe meinem Herzen Nichts mehr zu wünschen übrig!“ So sprach Oswald, und schloß mit innigstem Entzücken seine Kinder in seine Arme, an seine Brust. Die Glücklichen weinten Freudenthränen.

Es nahete nun der schöne, ersehnte Tag, an dem die heilige Kirche das edelste Brautpaar auf immer verbinden soll. Es wurden nun auch Anstalten zu einem festlichen Mahle getroffen, und alle Freunde und Wohlthäter dazu geladen. Natürlich waren der ehrwürdige Prior, der Pfarrer aus Bürgendorf, der Oberrichter und seine Familie, und der brave Bauer von Isenbach unter allen geladenen Gästen die Ersten und Wertheſten. Und wie groß war die Freude des Brautpaars und Oswalds, da Alle zur Festlichkeit zu kommen versprachen!

Schon am Vorabende des festlichen Tages waren die werthen Gäste im Kloster vor Florheim eingetroffen, wo sie eine ebenso freundliche Aufnahme, als herrliche Bewirthung fanden.

Das Brautpaar trat, ohne äußerliche Pracht,

aber im himmlischen Schmucke der Unschuld, an den heiligen Altar. Die perlende Thräne im Auge der schönen Braut verkündete das unaussprechliche Glück ihres Herzens. Und der Bräutigam schwamm in unnennbarer Wonne. Der ehrwürdige Prior selbst knüpfte unter priesterlichem Segen das eheliche Band des glücklichen Brautpaars. In dem Auge des ehrwürdigen Greises zitterte eine Thräne, als er den Segen der Kirche sprach. Und alle Anwesende begleiteten den Segenspruch des Priesters mit frommen, heißen Wünschen. Unter dem betenden Volke kniete auch ein unbekannter Jüngling, der während der heiligen Handlung fast ganz in Thränen zerfloß. Seine Andacht, seine Thränen zogen unwillkürlich manche theilnehmende Blicke auf ihn. Nur das glückliche Brautpaar hatte ihn noch nicht erblickt.

Nach Beendigung des Gottesdienstes wurde das junge bescheidene Ehepaar nach dem Florheimer-Thälchen begleitet, und in ganz Florheim war nur Eine Stimme, daß Gottfried gut gewählt, und seine Braut das wahre Bild der Unschuld sei.

Zu Hause brachten alle Hochzeitgäste dem Brautpaare ihre aufrichtigen Glückwünsche dar. Der Letzte war eben der Jüngling, der in der Kirche so andächtig gebetet und stille Thränen geweint. Bescheiden und mit niedergesenkten Blicken nahete er dem Brautpaar. Die Thränen rollten unaufhaltsam über seine Wangen hinab. Er wollte sich dem Bräutigam in die Arme stürzen, aber seine Füße wankten, und mit dem Herz durchdringenden Ausrufe: „Retter meines Lebens, meiner Freiheit!" sank er vor ihm auf die Kniee.

„Ach Gott! wen seh' ich?" rief in größter Ueberraschung der Bräutigam aus; „du lieber Jüngling! steh' auf, und umarme deinen Freund!" Nun lagen sich beide Jünglinge in den Armen, an der Brust. Dieser rührende Auftritt lockte allen Anwesenden die hellen Thränen in die Augen.

Wer dieser eine Jüngling war, der diese rührende Szene erregte, haben wir schon errathen. Ja, es war der begnadigte, bekehrte und auch schon gebesserte junge Räuber, den wir auch Gottfried nennen müssen, weil auch dies sein Taufname war.

Hierauf nahm der Bauer von Isenbach gerührt das Wort, und sprach: „Lieber Bräutigam, da es die göttliche Vorsehung nicht wollte, daß Ihr mein Gottfried werden solltet, so hat sie mir doch hier in Euerm Freunde einen Gottfried geschenkt. Ja, er ist schon seit seiner Entlassung bei mir. Und ich muß die göttliche Vorsehung anbetend in Wahrheit bekennen, daß ich ihn jetzt mit Herz und Mund meinen wahren Gottfried nennen darf." Nun wollte der Bauer Vieles zu seinem Lobe sagen, aber der gebesserte Jüngling warf sich ihm beschämt an die Brust, nnd bat ihn zu schweigen, weil er kein Lob verdiene.

Nun gab es keinen glücklicheren Menschen auf der Welt, als Gottfried, Gertruds junger Gatte. Sein glückliches Herz hatte ja weiter Nichts mehr zu wünschen, als daß es immer so glücklich bleiben möge. Dieser festliche Tag, den er an der Seite der besten Gattin, und in der Mitte so edler Freunde nur der Freude weihete, war einer der schönsten seines Lebens;

obwohl er von nun an selten mehr trübe Tage verlebte.

Die beiden Gottfried waren von nun an die innigsten Freunde, und an den ehemaligen Räuber wurde nicht mehr gedacht. Denn seine Bekehrung und Besserung waren so aufrichtig gewesen, daß der Gottfried zu Isenbach der Freundschaft des Gottfrieds im Florheimer-Thälchen in der Folge vollkommen würdig war.

Der Bauer zu Isenbach hatte sogar nach wenigen Jahren seinem braven Gottfried seine einzige Tochter zur Gattin gegeben, und ihn so zum glücklichsten und reichsten Manne in Isenbach gemacht.

Zwischen diesen beiden glücklichen Familien — der im Florheimer-Thälchen und der in Isenbach — wurden in der Folge die Bande der Freundschaft noch enger geknüpft, indem die vortrefflichen Kinder beider Familien sich gegenseitig verheiratheten. Und noch bis auf den heutigen Tag findet man in beiden Familien ein Sparkästchen, zum immerwährenden Angedenken an Moritzens Vermächtniß, und an die seltsame Geschichte der beiden Gottfried.

Gebet- und Betrachtungsbuch

für

Christen, welche das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit vor Allem suchen.

Von

Bernard Galura,

Fürst-Bischof zu Brixen.

Sechste Auflage. Mit 1 Titelkupfer und Vignette. Auf gutem Druckpapier 54 kr. od. 14 ggr. Velinpapier 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.

Der im In- und Auslande hochgefeierte Hr. Verfasser sagt in der Vorrede: „Ich habe mir Mühe gegeben, die Gebete dieses Gebetbuches so einzurichten, daß euer Verstand erleuchtet und euer Herz gesalbt, erquickt, gebessert und getröstet werde; denn ein Gebet muß lehrreich und geistreich seyn: es ist lehrreich, wenn in selbem jene Wahrheiten enthalten sind, die unsern frommen Empfindungen zur Grundlage dienen; es ist geistreich, wenn die moralischen Wahrheiten in fromme kindliche Empfindungen eingekleidet sind; haben Gebete diese Eigenschaften nicht, so sind sie entweder kalt oder tändelnd. — Ehe ich euch dieses Gebetbuch in die Hände gebe, bitte ich den guten Gott, daß er uns die Gnade seines guten Geistes verleihen wolle; denn nur die Liebe betet, diese aber wird durch den heiligen Geist in unsere Herzen ausgegossen."

Fromme Sagen

und

Erzählungen

für die Jugend.

Vom Verfasser der Beatushöhle.

Mit einem Titelkupfer. 8. brosch. 1836. 24 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dörle, Anton

Die beiden Gottfried, oder das Sparkästchen Eine Erzählung für die reifere Jugend ; Mit einem Stahlstich

Augsburg 1834

Paed.pr. 789
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759564-9